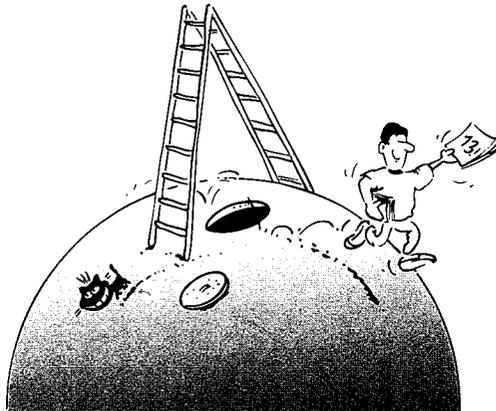
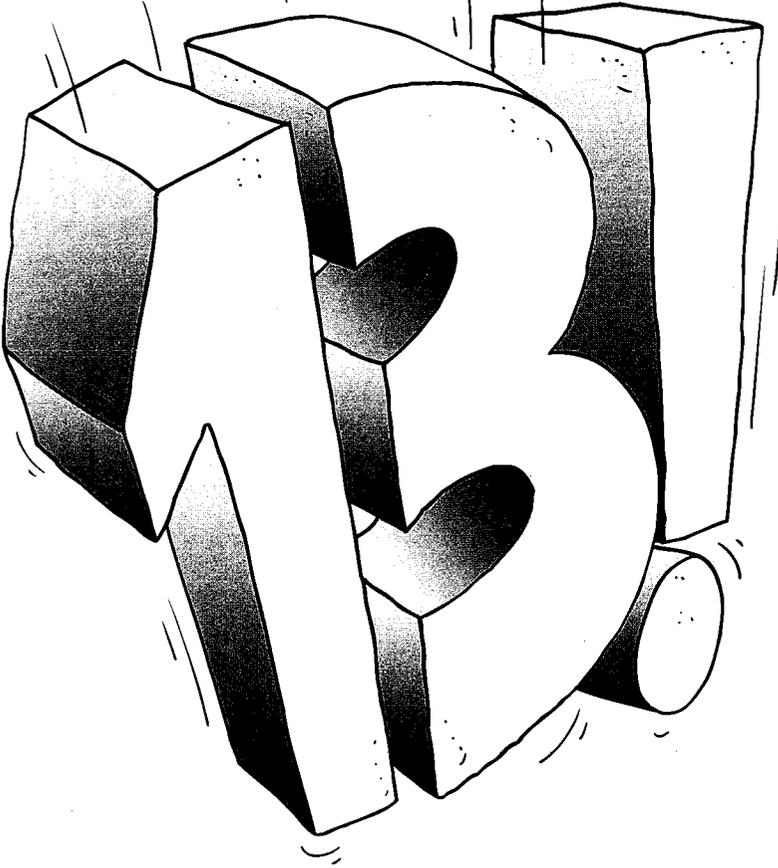


Mit 37 neuen Geschichten, die das Leben schrieb



Die ultimative Ferienlektüre für 2004

Mit Texten von Thomas Bornhauser und acht Gastautoren sowie Karikaturen von Beat Sigel

Liebe Leserin, lieber Leser

Unsere Tochter Claudia (17) ist eine Wundertüte, immer für eine Überraschung gut (abgesehen davon, so auch ihr Bruder Patrick, drei Jahre jünger). Kürzlich überraschte sie mich mit der Frage, «Säg einisch, wieso bisch du nid Fotograf worde?» Auf die Gegenfrage, wie sie denn auf diese Idee komme, meinte sie, dass sie alte Fotoalben durchgeblättert und zum Teil «sougueti schwarzwyss Fotine» gefunden hätte. «Du würdisch gschyder d'Fotine abbilde statt Gschichte schrybe.» Schlag in die Magen-grube. Weil ich aber kein Fan von Entweder-oder-Lösungen bin, sondern die Sowohl-als-auch-Variante bevorzuge, drucke ich hier 13 meiner Lieblingsfotos zum Schluss ab, allesamt schwarzweiss.

Dass es 13 sind, ist natürlich nicht Zufall, denn diese Ferienlektüre ist die 13. in Serie, deshalb auch der Titel. Wenn Sie mich fragen (tun Sie das?), dann würde ich «13!» nicht unbedingt zu den Schwächeren in der Sammlung zählen. Selbstbewusstsein ist bekanntlich das halbe Leben. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass mir dieses Jahr acht Gastautorinnen und -autoren über die Runden helfen, auf den Seite 67-85, nämlich Linus Reichlin (Zürich), Lasse M. Salonen (Münsingen), Theres Stefan (Mett), Rolf Hugli (Ostermundigen), Roger Reinhard (Neuenegg), Hans Häusler (ex Medienchef der Stadt Bern, frisch pensioniert, Wohlen), Mario Bolla (Seftigen) sowie Manuel Bolla (Sohn des Mario, ebenso Seftigen).

Der besondere Dank geht einmal mehr an Kollega Beat Sigel, der die Karikaturen zu den Realsatiren gezeichnet hat. Eine tiefe Verbeugung erhalten auch Ruth Flückiger, Claudia Boess, Andrea Müller-Hildebrand, Barbara Siegenthaler, Lilian Schlatter und Jacqueline Mendl für das Lektorieren auf der Suche nach borthografischen Fehlleistungen.

Nun denn, liebe Leserschaft: Viel Spass bei «13!»!

Herzlichen,
Bo

«13!»[©]

29 + 8 neue Geschichten, die das Leben schrieb.

«13!» ist allen Zeitgenossen gewidmet, die gerne lachen, insbesondere über sich selber, wenn ihnen ein Missgeschick passiert.

Texte: Thomas Bornhauser, Wohlen (BE) sowie acht Gastautorinnen und -autoren.

Karikaturen: Beat Sigel, Büren zum Hof (BE)

«13!» ist ein Feriengeschenk der Migros Aare an ihre Genossenschafterinnen und Genossenschafter – in Zusammenarbeit mit der «Aemme-Zytig», der «Grauholz-Post» und dem «Brückenbauer», wo die Realsatiren in regelmässigen Abständen veröffentlicht werden.

Copyright© bei den Autoren.

Auflage: 25'000 Exemplare

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

Wie «Facil apertura» völkerverbindend wirken kann.

“ Ferien im Ausland zeigen Herrn und Frau Schweizer glücklicherweise immer wieder, wie unvollkommen wir sind. Und ich denke hier weniger an den nicht vorhandenen Comment, den wir Helvetier gelegentlich fremden Kulturen gegenüber an den Tag legen, sondern schlicht und ergreifend an einen ganz und gar gewöhnlichen Einkauf im Supermarkt. Glücklich ist, wer Fremdsprachen beherrscht. ”

Über Qualität und Preis des Frischfleisches in Spanien werde ich mich hier gar nicht erst ein- resp. auslassen, weil ich sonst umgehend in Konflikt mit Herrn Deiss, mit Frau Sommaruga und mit Herrn Sachs, dem Fleisch-Chefeinkäufer bei der Migros Aare, kommen würde. Dazu nur eine Feststellung: Lüthi und Bornhausers haben während drei Wochen Costa Blanca wunderbare und unglaublich günstige Rinds- und Kalbs- und Schweinsfilets bis zum Abwinken gepostet, grilliert und gegessen. Aber aufgepasst: Weil die vier Kids auch wieder einmal etwas «Normales» (...) essen wollten, haben wir an einem Sonntagabend verhältnismässig teure ... Hamburger gegrillt. Frische, versteht sich, nicht tiefgekühlte. Wie ich an der Fleischtheke bei Mercadona in Calpe anstehe, da flüstert mir Christian auf der Suche nach einem ganz speziellen Vino tinto im Vorbeigehen, dass seine Monika lieber Chickenburger denn Beefburger hätte. Sabrina auch. Alles klar: Bei acht Personen und sechzehn Burgern macht das vier Poulet-

und zwölf Rindsburger. Das Dumme daran: Was heisst zwölf auf Spanisch? Bis elf beherrsche ich das numerische Alphabet. Aber zwölf? Weil ich nun definitiv aus dem Alter heraus bin, der Fleischverkäuferin wie ein Kindergärtler einzelne Finger zu zeigen (abgesehen davon, dass ich an beiden sowieso nur deren zehn habe), da helfe ich mir selber und bestelle locker vom Hocker fünf (cinque) Poulet- und elf (onze) Beefburger. So einfach ist das nämlich.

Eine doch etwas grössere Herausforderung hatten Christian und ich Tage zuvor zu bestehen, ebenfalls bei Mercadona. Meerrettichschaum war angesagt, zum Lachs. Das war vielleicht etwas. Milch lässt sich ja relativ einfach erfragen («Muuuuuh»), Kaffee auch («Nescafé, por favor?»). Erklären Sie aber einmal einem Spanier, was ein Meerrettich ist. Oder Meerrettichschaum. Ha! Zu allem Übel kam hinzu, dass Christian zwar erfolgreich einen Spanischkurs für Anfänger absolviert hat, dass aber Meerrettich dort nie ein Thema war (fragt man sich bloss, wozu solche Kurse denn überhaupt angeboten werden?). Wir also ab in den Frischebereich. Kartoffeln, Auberginen, Zitronen, Radiesli (heissen übrigens Rabanitos), alles, was Sie wollen. Nur keinen Meerrettich. Nächste Station: Der Kolonialwarenbereich. Alles hat es im Gestell, alles, von Erbsli&Rüebli in der Dose über Spargeln im Glas, Senf & Mayonnaise in der Tube, bis hin zu Safran im Alubeutel. Nur Meerrettich(schaum) scheinen die Leute auf der Iberischen Halbinsel nicht zu kennen. Stimmt, ja. Klar hätten wir fragen können, eine Verkäuferin, einen Verkäufer. Aber ganz



ehrlich, wie denn? «Mar ajudar tu» vielleicht, in Anlehnung an «Meer rette dich»? Wie auch immer: Der Lachs war hervorragend, auch ohne Meerrettichschaum. Übrigens; auch die Backtrennfolie haben wir weder am nächsten noch am übernächsten Tag gefunden.

Weil fast drei Wochen in Calpe, möchte man den Leuten, mit denen man mehrmals in Kontakt kommt, zeigen, dass man sich bemüht, ihre Sprache zu erlernen. Da «Hola!», «Gracias!», «Buenos Días!» und «Una cerveza!» zu meinem Standardrepertoire gehören, habe ich meinen Wortschatz heuer mit der Feststellung «Facil apertura» erweitert. Das steht nämlich auf beiden Heinz-Tomatenketchup-Flaschen, die wir gekauft haben, und bedeutet ungefähr so viel wie «leicht zu öffnen». Diese Feststellung wiederum öffnet einem Tür und Tor zu den Herzen der Spanierinnen und Spaniern. Zum Beispiel bei der Kassiererin im Lädli, wo wir jeden Tag unsere frischen Brötli kaufen. Mit jedem Broteinkauf habe ich zusätzlich noch etwas anderes im Korb. Mal eine Flasche Wein oder eine Flasche Orangensaft, ab und zu sogar vakuum-

verpackter Rohschinken. Beim Bezahlen dann die Feststellung, «Facil apertura!», worauf jeden Morgen mit einem Strahlen auf dem Gesicht ein «Si, señor! Facil apertura». retour kommt. Ist doch grossartig, nicht wahr? Echt völkerverbindend. Das gleiche Spiel an der Tankstelle, beim Bezahlen, wo ich dem Kassier die Vorzüge eines währschaften Schweizer Portemonnaies mit seinen vielen Geheimfächli in der Praxis vordemonstrieren kann. «Facil Apertura!», was der Mann sofort mit einem «Si, señor!» zu bestätigen weiss und es sich nicht nehmen lässt, mir beim Zusammenlesen der Münzen zu helfen, die auf den Boden gefallen sind. Hilfreich auch meine diesbezüglichen Kenntnisse in Español, als ich in Denia einen Polizisten nach dem Wochenmarkt frage. So einigermaßen kriege ich mit, in welche Richtung wir laufen müssen. Dann die Königsfrage: «Apertura?» Der Gesetzeshüter bejaht, freudestrahlend. Kein Problem, bis ungefähr halb zwei sind die Stände offen.

Amis, go home!

“ Weil unsere Wohnadresse während der Fünfzigerjahre «34 Preston Lane, Syosset* (Long Island)» lautete, da vermute ich zwar nicht gerade den Geist von Elvis in mir, wohl aber noch eine Spur des American Way of Life. Und ehrlich gesagt, ich liebe diese Leute, mit allem, was für und mit allem, was gegen sie spricht. In einem Punkt empfinde ich allerdings bloss noch Mitleid mit ihnen. Richtig geraten, ich spreche vom amtierenden Präsidenten. He ain't no lucky punch. ”

Angeblich soll sich George W. Bush im Wahlk(r)ampf 2000 einmal selbstsicher dahingehend geäußert haben, dass er das Bücherlesen beruhigt seinen Freunden überlässt. Nun denn, jetzt wissen wir jedenfalls, woher er sein vermeintliches Wissen um die amerikanische Aussenpolitik nimmt. Aus der (Feuer)Kraft seines Amtes. Und unter dem Deckmantel der Terrorbekämpfung lässt sich sogar das eine oder andere Gesetz zurechtbiegen, vor allem, wenn es vordergründig um präventive Überwachungsmaßnahmen geht. Zum Beispiel bei der Vorschrift um biometrische Daten im Pass, als ob sich dadurch ein nächster Terrorangriff in den USA vermeiden liesse. Würde Herr Bush Bücher lesen, so wäre ihm der neue Roman von Salman Rushdie empfohlen, «Fury**», der den Grund des Hasses vieler Leute auf die Dekadenz des Westens auf den fünf ersten Seiten auf den Punkt bringt.

Langsam, aber sicher erinnern die Amtsanmassungen aus dem White House (à la «L'Etat, c'est moi.») an die Zeiten der

Herren Honegger oder Breznjew. Die beiden waren doch einmal, Irrtum vorbehalten, das erklärte Feindbild der USA. Alles klar? Doch genug des Lästerns, das uns Schweizerländern gar nicht zusteht. Mögen seine Entscheide noch so falsch sein: Weil bekanntlich in Zeiten nationaler Bedrohung sich in den USA alles widerspruchslos um den Präsidenten zu scharen hat und dies auch tut, möchte ich als Beinahe-Amerikaner nicht abseits stehen und der amerikanischen Nummer 1 mögliche Tipps zur Verfeinerung seiner Überwachungsmethoden geben.

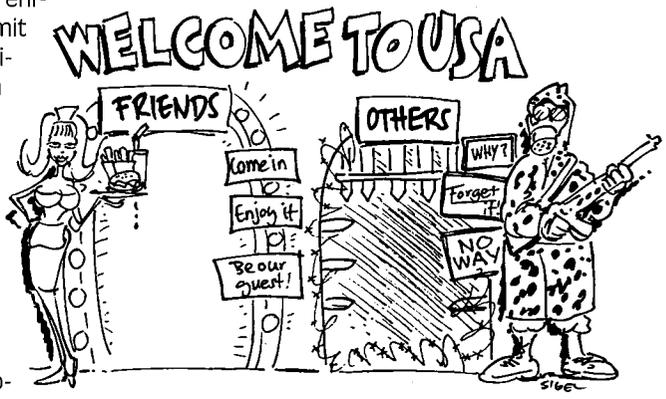
Scanningkassen bei den Schweizer Grossverteilern könnten automatisch mit dem Zentralserver des CIA verbunden werden, damit Kunden mit amerikafreundlichem Verhalten (Einkauf von Coca oder Pepsi, Kellogg's, Levi's, Nike, Mars oder Bounty; identifizier- und personifizierbar anhand ihrer Supercard- oder Cumuluskarten-Nummern) bei ihrer nächsten Einreise in die Vereinigten Staaten keine Unannehmlichkeiten durch übereifrige Polizisten entstehen. Das Gleiche gilt selbstverständlich bei regelmässigen Kunden von McDonald's-Restaurants. Die Frage einer speziellen Vernetzung erübrigt sich hingegen bei Usern von Microsoft-Programmen, deren Korrespondenz bereits global online ist und nach Verdächtigem filtriert wird. Als US-feindlich gilt hier namentlich, wer zum Beispiel bei Lebensmitteln (heisst das nicht Food?) statt von einem Milkshake von einem Frappé schreibt.

Pièce de Résistance jeder Visa-Erteilung müssten natürlich die geschichtlichen Vorkenntnisse des zu bereisenden Landes – in diesem Fall der USA – sein. For sure: Die 50 Bundesstaaten gehören

aufgezählt, wenn auch nicht in alphabetischer oder in der Reihenfolge ihres geschichtlichen Beitritts zu den Vereinigten Staaten. Nicht vergessen: Leicht vergessen gehen Arkansas (als «Arkenso!» ausgesprochen), Utah und Maine. Aber angesichts der Tatsache, dass alle Schweizer easy die 29 Kantone und Halbkantone aufzählen können, sind das Peanuts. Schwieriger wird es dann bei der Frage, wer General Sherman war, was am Wounded Knee seinerzeit passiert ist, weshalb das Weisse Haus nicht mit Onkel Tom's Hütte identisch ist und Häagen Däsz nicht mit Good Humor. Ich sehe, schon sind Sie am Rudern. Mal ehrlich: Sie wollen wirklich mit null Ahnung die USA bereisen? 4get it, so erhalten Sie nie ein Visum.

Eminent wichtig für eine bevorzugte Behandlung bei der Einreise ist natürlich, wie Sie sich amerikanischen Touristen in der Schweiz gegenüber verhalten haben. Ähnlich den Coop-Rabattmarkenbüechli der Fünfzigerjahre könnte die US-Embassy «Benefit Booklet for Tourists» (BBT, nicht mit einem BBQ zu verwechseln) herausgeben. Diese handlichen Büechli sind stets auf Mann zu tragen. Denn: Sobald man einem amerikanischen Touristen in der Schweiz oder im angrenzenden Ausland geholfen hat, bekommt man einen Eintrag, der zwischen einem und zehn Gütepunkten wert ist (einfache Auskunft nach einer Strasse = 1 Punkt; spontane Einladung zum Übernachten, damit der US-Touri Geld sparen kann = 10 Punkte). Ist das BBT voll, erübrigt sich ein Visum oder ein Anstehen bei der Einreise in die USA. In diesem Sinne ist die Überschrift der heutigen Geschichte denn

auch weniger an die Adresse von General Tommy Franks im Nahen Osten gerichtet (der ohnehin längst back home ist, im Gegensatz zu vielen Angehörigen der Truppe) als vielmehr an die Leute der amerikanischen Botschaft an der Jubiläumsstrasse in Bern, die diese Message mit nach Washington nehmen sollen, wenn sie nächstens einmal Heimaturlaub haben. Vielleicht empfehlen sie ihrem Präsidenten bei dieser Gelegenheit auch die Lektüre des Buches von Richard von Weizsäcker, «Drei Mal Stunde Null? 1949 – 1969 – 1989».



* Um der US-Embassy in Bern unnötige Recherchierarbeit zu ersparen, seien meine USA-Daten hier offen gelegt. Zusätzlich: South Grove School, Syosset, bis 1959. Vermutlich gelte ich jetzt amtlich als «Suspicious», als verdächtig. Und wahrscheinlich kommt diese Kurzgeschichte auch schnurstracks in mein Dossier.

** Nein, das Buch hat nichts mit einem Pferd gleichen Namens zu tun.

«Sagen Sie mal, haben wir heute Vollmond?»

“ «Great minds think alike» beliebt ich dann und wann selbstsicher festzustellen: Bedeutende Zeitgenossen ticken ähnlich. Und so kam es, dass **Reto Wüthrich, Programmleiter Radio EXTRA BERN, Simon Stalder, «Freier» beim Radio, Ruedi Ruch, Event Manager des Senders und ich bei einem Brainstorming innert weniger Minuten die Idee zur Aktion «Bern sucht den Karaoke-Superstar» während der BEA hatten. Nun, BEA 2003 und Show sind Geschichte, Karaoke-Superstar Petra Wydler kommt aus Recherswil. Wie bitte? Sie möchten bei einer Supershow einmal einen Blick «Backstage» riskieren? Können Sie. ☺☺**

Wir schreiben den Tag nach Abschluss der Anmeldefrist: Bereits die Auswahl für die fünf Qualifikationsrunden à je zehn Singende bei über 100 Interessenten erweist sich als kurzweilig. Reto Wüthrich, Ruedi Ruch und ich zerbrechen uns die Köpfe, wie wir dem ganzen Gebilde während der BEA den berühmten roten Faden verpassen könnten. Keine einfache Aufgabe, wenn zum Beispiel gleich mehrere Damen die Titanic zum zweiten Mal versenken wollen. Sollen wir einen Qualifikationstag für ein fröhliches «Schiffli versänke» reservieren? Und was ist mit jenem Zeitgenossen, der uns solo «We Are The World» vorträllern und an die 30 Stimmen imitieren will? Ruedi macht kurzen Prozess: «Den nehmen wir gleich zu Beginn einer Qualifikation, dann haben wir es wenigstens hinter

uns.» Klares Votum, Kopfnicken, keine Gegenstimme. Und was machen wir mit den vielen Damen, die Songs von Sängern zum Besten geben wollen? Bettina singt Paul McCartney? Und was ist mit Charles, der Shakira vortragen will? Igitt. Anyway, zum Schluss steht so etwas Ähnliches wie ein musikalisches Skelett. Jetzt bloss nicht daran rütteln, bitte!

Auch eine Jury wird von Ruedi Ruch (RR) bestimmt: Polo, Simon, Sibylle und Bo. Ein Schauer Märchen gehört vorab erzählt. RR droht(!) allen Jurymitgliedern mit einem Auftritt, wohl nach dem Motto «Wer anderer Leute Gesangkunst beurteilen will, soll wenigstens beweisen, dass er es auch nicht kann...» (dabei braucht man ja auch kein Politiker zu sein, um deren Fehlleistungen zu würdigen). Panik. Ich und singen? Ja, was denn, wie denn? John Lennon muss her, auch wenn er nicht 64 geworden ist. Zum Glück muss er das nicht mehr erleben. Immer, wenn ich zu Hause im Keller übe, da höre ich oben die Türen zuknallen. Ein richtiger Aufsteller. Nach zwei Wochen die Einsicht: Ein anderes Lied ist gefragt, am besten eines von Daniel Küblböck, seinerseits übrigens die musikalisch-optische Reinkarnation des jungen Ringo. Ich entscheide mich für «Rockin' All Over The World» von Status Quo – und zwar in einer Live-Version, bei der vor allem ... das Publikum singen muss. Ha! Cleveres Kerlchen, nicht wahr? Bo als Francis Rossi, Mik volles Rohr ins Publikum: «Now, YOU sing!»

Damit auch das hier klipp und klar gesagt worden wäre: Alle sechs Veranstaltungen – fünf Vorausscheidungen und das Finale

– sind ein Hit, in jeder Beziehung, von A bis Z: Hochsympathische, zum Teil ebenso hoch talentierte Sängerinnen und Sänger; Nicole Berchtold, Wetterfee bei TeleBärn, und Matthias «The one & only» Mast als Präsentatoren-Paar, das Michelle und Carsten locker aus der Champions League tschuttet; ein begeistertes und begeisterndes Publikum samt angereicherter Fans; zumindest drei geistreiche und witzige Jury-Mitglieder; eine professionelle Durchführung seitens RR und Radio EXTRA BERN. Nochmals ein Wort zu den Künstlerinnen und Künstlern: Zum Teil hatte man wirklich das Gefühl, Aretha Franklin, Whitney Houston, Frank Sinatra, Billy Joel, Robbie Williams oder Sinead O'Connor wären zu Gast. Kompliment auch an dieser Stelle! «Jetzt zeigt sich einmal mehr», so Polo spontan, «weshalb Bern der Mittelpunkt der musikalischen Schweiz ist.» Dem gibt es nichts hinzuzufügen, sondern höchstens beizupflichten.

Apropos Polo, eine nette Episode: «Bauchfrei» hatte bei ihm einen Bonus, weiblicherseits. Und gar einen Zusatzbonus erhielt, wer mit Bauchnabel-Piercing auf jene Bretter stand, die bekanntlich die Welt bedeuten. Einmal, da war zwar bauchfrei angesagt, nicht aber sofort ersicht-



lich, ob mit oder ohne Piercing. Polo verlangte Klarheit. Zum Glück nahm sich Nicole Berchtold der Sache an und schob das Träger-T-Shirt der jungen Dame politisch korrekt nach ... oben. Polo, Simon, Matthias und ich hätten uns nämlich – ach, wie peinlich – womöglich vergriffen, in anatomischer Unwissenheit, ob der gesuchte Nabel nun ober- oder unterhalb der berühmten Gürtellinie zu suchen sei.

Selbstverständlich – Sie haben doch nicht daran gezweifelt? – gab es seitens der Jury jede Menge (Dis)Qualifikationsprüche. Hier eine kleine Auswahl: «Sagen Sie, haben wir heute Vollmond?» – «War es das bereits oder nur ein Einsingen?» – «Wenn Sie jetzt noch Baldrian an Ihre Haustüre streichen, dann haben Sie sämtliche Katzen des Quartiers vor der Hütte.» – «Weshalb kommt mir jetzt gerade in den Sinn, dass meine Gartentüre quietscht?» – «Ich hatte die Augen geschlossen, ihre Stimme war sehr gut.» – «Sie sind der richtige Mann am falschen Ort!» Und bei einer Kandidatin, die noch einmal beginnen konnte, weil das Mikrofon seinen Dienst anfänglich versagte: «Die erste Version hat mir besser gefallen» (allerdings nur als Jury-Geflüster, unter Kollegen). Logo, dass ich es zwischendurch mit feiner Klinge versuche, zum Beispiel bei einem, der sich mehr schlecht als recht auf der Bühne hin und her bewegt: «Sie erinnern mich mit Ihrem Gang an Boris Karloff.» Weil niemand den Gag zu verstehen scheint, gibt Polo Hofer husch in bekannt offener Manier eine Nachhilfestunde: «Das war der bekannteste Frankenstein-Darsteller!}}

Wenn Vater und Sohn den Mund aufmachen ...

“ Die BEA-Story geht weiter: Eine kleine Orientierungshilfe für die allerseits geschätzte und geneigte Leserschaft dieser Realsatire: Mutter Bornhauser weilt für einige Tage mit einer Freundin bei einer Freundin im Ausland, Patrick (13) und Claudia (16) sind für drei Stunden allein zu Hause, weil Papa Bornhauser (das wäre dann ich) während der BEA in der Jury eines Karaoke-Wettbewerbs hockt, der jeden Abend zwischen 17:00 und 18:30 Uhr über jene Bretter geht, die die Welt bedeuten. Details dazu in der vorhergehenden Kurz-story. ”

Ganz klar: Wenn die Sängerinnen und Sänger Karaoke singen, da sind wir von der Jury ganz Ohr, im wahrsten Sinne des Wortes, voll bei der Sache. Das heisst auch, dass die Handys abgestellt sind, zumindest akustisch. Während einer Darbietung, da beginnt es in meinem Oberschenkel sanft zu vibrieren. Nein, nicht, weil das Bein ob der Darbietung eingeschlafen wäre, sondern weil mich jemand mit einem SMS anpeilt. In der nächsten Pause, da ziehe ich mein Nokia diskret aus der Tasche und schaue noch diskreter aufs Display. Es ist Monika, aus Amsterdam: «Patrick hat SMS gemacht, dass er sich 3 Zähne ausgeschlagen hat.» Toll, ausgerechnet jetzt. Weil die Zeit gerade noch ausreicht, um selber ein SMS loszuschicken, erkundige ich mich umgehend bei unserem Herrn Sohn: «Pädu! Was isch los?» Dann geht es beim Karaoke weiter.

Patrick antwortet nicht, deshalb rufe ich fünf Minuten später – während der nächsten Pause – seine Schwoscht an. Mit Erfolg. «Claudia, was isch mit em Pädu los?» – «Wäge? Was söll mit ihm los sy?» Obwohl Claudia zu Hause ist, hat sie keinen Schimmer, wo sich ihr Brüetsch rumtreibt. Hiess nicht ein Hit in den Sechzigern «Shame and Scandal In The Family»? Etwa so. Dann geht es beim Karaoke weiter. Moderator Matthias Mast hat für die imposante Zuschauerkulisse eine wunderbare Überraschung parat: Die Mitglieder der Jury sollen auch mal beweisen, dass sie es (nicht) können. Für Polo Hofer ist das weniger ein Problem, auch Philipp Sommerhalder von Radio EXTRA BERN brilliert als alias Frank Sinatra, bei mir aber ... Entsprechend fällt mein Gejaule aus, keinen Ton treffe ich auch nur halbwegs. Wären Status Quo tot, sie würden sich ob meiner Version von «Rockin' All Over The World» zweimal im Grab umdrehen. Ich schätze, meine Darbietung ist symbolisch ungefähr mit jenem Schützen im Schiessstand zu vergleichen, der auf Scheibe 3 zielt – und einen sauberen Nuller schießt. Auf Scheibe 5.

Mit einem weiteren SMS erkundigt sich Monika nach dem Wohlergehen ihres Buben. Ich muss passen. Peinlich. Zum Glück geht die Karaoke-Runde ihrem Ende entgegen. Ich flüchte aus der Halle ins Freie, telefoniere nochmals mit Claudia und bitte sie, die Spur von Patrick aufzunehmen. Such, Claudia, such! Einige Minuten später, da meldet sich ... Pädu, live aus der Praxis des Zahnarzts, mit einem ersten Situationsbericht: Sein angezogenes Knie hat beim Spielen



anscheinend heftige Bekanntschaft mit den Zähnen gemacht, resp. umgekehrt. Wie auch immer: Mit diesem Lächeln wird er sich kaum Autogrammkarten zulegen müssen. Junior aber mochte nicht darauf warten, bis Papa nach Hause kommt – er handelte sofort (that's my boy!). Als Erstes findet er heraus, dass sein Zahnarzt vorübergehend ausser

Betrieb ist und der Notfall bemüht werden muss. Mit diesem Wissen läutet er spontan bei Nachbar Frank Ihle, weil der (Zitat Pädü) «es checkt und bestimmt als Chauffeur weiterhelfen wird». Was Frank auch tut, Stress für die unmittelbar bevorstehende Diplomprüfung hin oder her. Merci, Frank! Besagter Notbohrer wird Augenblicke später seinem Ruf gerecht und bittet die beiden Herren umgehend zur Behandlung. Gross ist dann das allgemeine Staunen, wie sich herausstellt, dass Felix Morgenthaler der ganz und gar reguläre Zahnarzt von Papa Bornhauser ist. Auch Ihnen, Felix Morgenthaler, vielen Dank für die erstklassige Handwerkskunst! Danach wird «Amsterdam» umgehend ins Bild gesetzt. Ende gut, alles gut.

Ende gut, alles gut? Je nach Standpunkt. Denn: Stefan Eggli schmuggelt mein Unikat von «Rockin' All Over The World» ins Studio und spielt das Ding in der folgenden Woche dreimal zur besten Sendezeit – jeweils morgens um 07:20 Uhr – einer geschockten Hörerschaft vor, samt süffisanter Kommentare. Mit dem Resultat, dass sogar Anfragen fürs Wunschkonzert eingehen ... Die Reaktionen von Unbekannten, Bekannten und Freunden ist enorm (haben die wirklich nichts anderes zu tun, als um diese Zeit Radio zu hören?). Psssst, ich verrate Ihnen was: Das Dreitages-Hoch als Cervelat-Promi genieße ich durchaus. Inzwischen aber ist es wieder still um mich geworden, richtig langweilig. Und deshalb überlege ich mir ernsthaft, Daniel Küblböck für ein Duett zu motivieren.

Äsvoupeh gäge Zehvoupeh gäge Äspe gäge Äfdehpeh

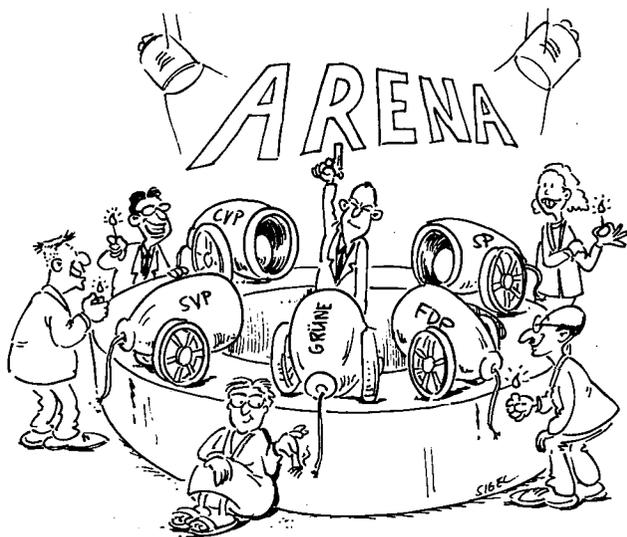
“ Die TV-Sendung «Arena» ist für mich reine Zeitverschwendung, denn dieser politische Showdown bietet kaum Informationen, sondern dient den anwesenden Streithähnen bloss dazu, beim Zuschauer vorgefasste Meinungen und Vorurteile zu zementieren: Ich gut, du schlecht; hier schwarz, dort weiss; ich Freund, du Feind. Einem Gegenüber wirklich zuzuhören oder gar mit ihm einig zu gehen, liegt politisch überhaupt nicht drin. Hü, hou ihm eis uf d'Schnurre! Und weil jede Regel Ausnahmen kennt, habe ich mich zwischen Nationalrats- und Bundesratswahlen 2003 vor die Kiste gesetzt. Eines sei bereits hier verraten: Diese nur noch peinliche Realsatire war für wirklich an der Politik Interessierte nicht bis zum Schluss auszuhalten.

”

Das Positive dieser Verbalschlacht unter dem Motto «Die CVP pokert hoch» vorab: Es ist wohltuend, dass für einmal nicht die üblichen langweiligen Gesichter zu sehen sind. Auch jener, der für keine Zahnpasta Reklame machen darf, fehlt auffallenderweise. Für die Äspeh steigt Frau Goal in die Arena (trifft dabei ab und zu ins eigene Tor), die Zehvoupeh wird von Herrn Tschina vertreten, Doktor Phe-liggs hält die Äfdehpeh-Fahne hoch (so sie sich denn noch hochhalten lässt), ein junger Äsvoupehler mit «Coupe Schinkebrötli»-Frisur powert für das Vaterland und gerupfte Hühner, für die Grünen steigt eine Rothaarige auf die Barrikaden,

immerhin mit grünen Ohrclips, und als Überraschungsgast tritt ein Ehemaliger auf, dessen Name ich mir aber aufzuschreiben vergessen habe. Auch wer Moderator ist, kann ich nicht mehr sagen. Apropos: Woher kommt eigentlich der Ausdruck Moderator? Von moder oder von Tor?

Ich wundere mich, weshalb die tapferen Frontfrauen und -männer in der Arena keine Helm-Tragpflicht kennen – bei den vernichtenden Verbalgeschossen, die auf sie von der anderen Seite aus mängisch abgeschossen werden. «Achtung, eine HG!», müsste der Tschina doch dem Phe-liggs zurufen, wie er die Äfdehpeh gleichzeitig des Verrats an der Mitte brandmarkt. Interessant ist während der Sendung nicht bloss die despektierlich auch als «Kanonenfutter» betitelte Frontreihe, sondern die Aufmunitionierten in der zweiten und dritten Reihe, in den Parlamenten oftmals auch als Hinterbänkler bezeichnet. Optisch passen sie nämlich perfekt zu jenem Image, auf das die Parteien in der Öffentlichkeit bedacht sind. Hinter dem SP-Goal sitzen Ausländer sowie, ihren Brillen nach zu urteilen, Intellektuelle, ihr Kinn jeweils meistens nachdenklich auf der rechten (...) Hand aufgestützt, ganz wie ihr Moritz auf offiziellen Karten. Der Äsvoupehler weiss Bodenständige hinter sich – und wäre im Studio nicht Rauchverbot, der eine oder andere hätte bestimmt einen Stumpen zwischen den Lippen, derweil das Ambiente hinter Herrn Phe-liggs mit Seidenkrawatten und Hermès-Foulards aufgewertet wird. Die Grünen wiederum markieren ihr Terrain mit jedem Statement von neuem, «Mir vo de junge Grüne», was



eh ja, schliesslich hat sie den seinerzeitigen Schlammassel selber angezettelt. Vergeblich versucht der mutige Moderator aus dem Lande Dunants ein Gemetzel zu verhindern. Im Gegenteil, es kommt noch schlimmer, zum verbalpolitischen GAU, als unser Äsvoupehler mit provokativem Hochgenuss feststellt, wer denn die wählerstärkste Partei in diesem Land ist und deshalb Ansprüche geltend macht. Ein Hühnerstall ist

einem Amerikaner folgerichtig als Greenhorns übersetzt werden müsste. Eines haben sie aber alle gemeinsam, sobald sie im Bild sind und ihre Parteisprecher loslassen: Sie beginnen wie wild zu nicken, damit das ganze Schweizerland merken darf, wie Recht ihre Frontfrau oder ihr Frontmann mit dem soeben Gesagten hat. Heute Abend ist es unbestritten der Zehvoupeh-Anhang, der den nachhaltigsten Eindruck einer Kopfnickerpartei hinterlässt. Klar doch, was sollen sie auch anders machen, als Ja und Amen sagen – denen kann wirklich nur noch der Liebe Gott helfen.

Zur ersten Schlacht in diesem TV-Krieg kommt es, als einer aus der Frontreihe das vermutlich wichtigste Ereignis in der Geschichte dieser unserer Eidgenossenschaft zurechtzubiegen versucht: Die Nichtwahl von Herrn Dingsda als Bundesrat (Donnerwätter, ich verkalke langsam, wie hiess der Mann doch gleich? Auch als Expo.01/02-Präsident hat er keine für einen Erkennungsdienst brauchbaren Fussspuren hinterlassen). Umgehend kommen Geschosse aus der Stalin-Orgel von links geflogen, weil die Äspeh den Verlauf der Geschichte genauer kennt;

ein Hühnerstall, aber das, was sich jetzt im Studio abspielt, das ist das Übernächste: Die Grüne beginnt im Drehbereich ihrer Haarfarbe zu drehen, die Äspeh-Frau nimmt an den Lippen die Farbe ihres blauen Kleides an und Herr Tschina von der Kopfnickerpartei guckt ziemlich belämmert aus der Wäsche.

Ach ja, beinahe hätte ich es vergessen. «Konkordanz» ist an diesem Abend der meistgebrauchte Ausdruck. So wie die Leute miteinander umgegangen sind, schreibt sich das Wort politisch hierzulande eher als ... KONkordanz. Mein Unbehagen im Hinblick auf den 10. Dezember 2003 ist jedenfalls seit Freitag sprunghaft angesteigen.

PS: Wenn Sie übrigens das Niveau dieser Realsatire unter jedem Hund finden: Nüt für unguet, verstehe ich sogar, aber ich kann nun wirklich nichts dafür ...

Fehlen bloss noch «Basler Dybli» und «Doppel-Genf»

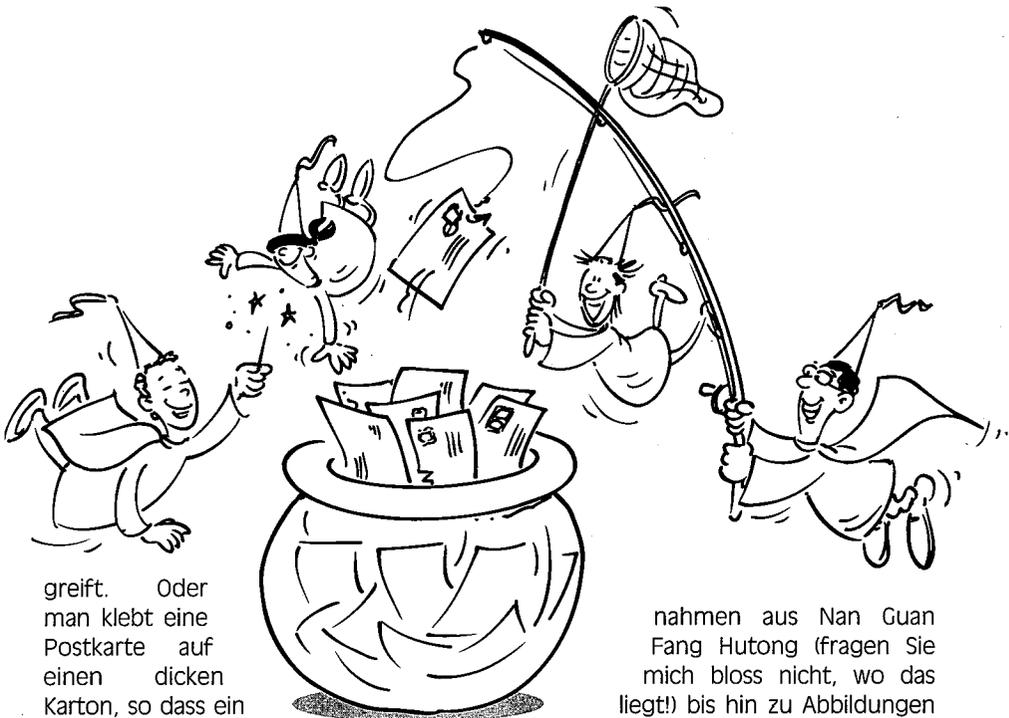
“ Kürzlich war auf den Regionalseiten des «Brückenbauer» für die Kantone Aargau, Solothurn und Bern ein Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem man zehn Wochenend-Einkäufe à 200 Franken in der Migros gewinnen konnte. Das Echo war schlicht und einfach GIGANTISCH; irgendwann haben meine Kolleginnen und ich es aufgegeben, die Tausenden von eingehenden Karten zu zählen. ”

Sie fragen sich bestimmt, was ein solcher Wettbewerb für eine Bo-Kurzstory hergeben kann, nicht wahr? Ich verrate es Ihnen: Es ist der absolute Einfallsreichtum der Leute, sich bei der Ziehung «auf/aus Distanz» in die Poleposition zu manövrieren, auf dass Fortunas Händchen – in unserem Fall waren das Jacqueline Mendl, Barbara Siegenthaler und Claudia Boess – den richtigen Griff macht, wie von Geisterhand gesteuert. Ich plaudere Ihnen hier und heute das eine oder andere aus. Und selbstverständlich sind Namen und Ortschaften so verfälscht, dass kein Rückschluss auf die wirklichen Absender möglich ist.

Zuerst einmal eine ganz und gar erstaunliche Feststellung: Es ist überraschend, wie viele Karten von den Post-Automaten nicht abgestempelt wurden, so dass unser entsprechendes Recycling-Kistli prall gefüllt ist. Bemerkenswert auch, dass Mehrfacheinsendungen wirklich hintereinander auftauchen, im Prinzip unverändert so, wie sie als Bigeli in den Briefkasten eingeworfen wurden. Noch

etwas zu den Marken: Da ist fast alles zu sehen, was in Helvetien jemals offiziell auf Briefe, Pakete oder Karten geklebt werden durfte, zurück bis zu Wilhelm Tell samt Armbrust aus den Vierzigerjahren. Irrtum vorbehalten waren aber weder «Baslerdybli» noch «Doppel-Genf» dabei, oder aber ich hätte sie übersehen. Übersehen haben wiederum einige Zeitgenossen, dass die Brief- und Kartenbeförderung hierzulande kostenpflichtig ist und lediglich die Feldpost ohne Frankatur auskommt (auch sind die Zeiten vorbei, da eine 30-Rappen-Marke zur Weiterleitung genügt...). Besonders Beat F. aus B. darf sich das zu Herzen nehmen, denn keine seiner zwölf Karten war frankiert. Immerhin konnte ich es mir verklemmen, das Dutzend Karten mit einem süffisanten Kommentar in einen unfrankierten Briefumschlag zu stecken und Beat F. zu retournieren. Übrigens, ein interessantes Phänomen: Leute, die ihre Karte innert 36 Stunden nach Erscheinen der Zeitung eingeschickt haben, benutzten zum grossen Teil die schnellere A-Post.

Sie werden sich ja vorstellen können, wie so eine Ziehung vor sich geht: Fortuna schaut artig zur Seite, lässt ihre Hand in die grosse Kiste gleiten, wühlt in den Karten herum und zieht an- und abschliessend eine Karte (Vorgang beliebig wiederholbar, je nach Anzahl Gewinner). Viele Einsender – ob sie andernorts damit wohl Erfolg haben? – versuchen nun, dem Glück einen Mupf zu geben. Geht so: Man nehme eine übergrosse Karte, die sich im riesigen Haufen genormter A6-Karten so merkwürdig anfühlt, dass man automatisch nach ihr



greift. Oder man klebt eine Postkarte auf einen dicken Karton, so dass ein ähnlicher Reflex entsteht (Max S. aus L. versuchte es sogar mit einer Art Blechplatte). Beliebt ist in Schweizerlanden eindeutig auch das Bearbeiten der Kartenränder mit einer Zickzack-Schere, die Fortuna reflexartig wohl zum Zusammenzucken ihrer Finger bewegen soll. Ausgestopfte Couverts kommen daher (zum Teil durchaus liebevoll gestaltet) oder Massensendungen (Rita D. aus Z. hat 30 Karten eingesandt, alle schön nacheinander eingeworfen resp. eingetroffen).

Schätzungsweise zwei Drittel der Postkarten sind offizielle Post-Karten, mit 70 Rappen vorfrankiert (wobei es noch einzelne Exemplare aus der Zeit knapp nach dem Zweiten Weltkrieg dabei hatte, mit aufgedruckter 10-Rappen-Frankatur). Das übrige Drittel aller Einsendungen zeigt uns Postkartenkultur in ihrer ganzen Vielfalt, angefangen bei Abbildungen von Jesus samt passender Bibelzitate über WWF-Sujets, Landschaftsauf-

nahmen aus Nan Guan Fang Hutong (fragen Sie mich bloss nicht, wo das liegt!) bis hin zu Abbildungen von Albert Einstein mit der Feststellung: «In der Krise ist Vorstellungskraft wichtiger als Wissen.» Viele Absender schreiben persönliche Kommentare dazu, die meistens im Es-wäre-schön-würde-meine-Karte-gezogen enden. Heidi F. aus M. schlägt sogar vor, mit Fortuna fifty:fifty zu machen, sollte sie gewinnen.

Niemand ist perfekt. Gilt auch für den gelben Riesen, der uns einige Wettbewerbskarten fehlleitet. Coop-Wettbewerbskarten sind dabei, einige von/für Coca-Cola, der Schweizer Familie und sogar eine Karte für ein Erotikquiz ist zu finden. Keine Angst in diesem Zusammenhang, Felix C. aus G., wir haben alle nicht für uns bestimmten Karten weitergeleitet. Vielleicht bringt Ihnen das gesuchte Lösungswort «Venus» ja Glück!

Deutsch muss flöröser werden. Und somit koloquent.

“ Die Franzosen haben es geheckt: in der Sprache Hugos muss ein jeder Ausdruck in einer französischen Fassung vorhanden sein und bei amtlicher Korrespondenz auch angewandt werden. Voilà, c'est si simple que ça, so einfach ist das. Beispiel: Die Kollegen zu Paris schreiben nie vom Computer, sondern schlicht und ergreifend vom Ordinateur. Ebenso heisst die E-Mail an der Seine neuerdings Courriel. Wir, die der deutschen Sprache Mächtigen, hingegen downloaden, deleten und upgraden. Sogar die Fussball Nationalliga A heisst neuerdings Axpo Super League, die Nati B mutiert zur Challenge League. Bireweich. ”

Christian Lüthi aus Boll und ich sind mänglich nicht zu bremsen, wenn es um Innovatives geht. So auch während unserer Sommerferien in Vercorin, von wo aus jeweils die totale Eingebung ausgeht, wenn wir beide die Strecke des Tour-du-Monts entlang joggen und dabei eloquent miteinander parlieren. «Weisst du», keuche ich zu Christian, «ehrlich, mir stinkt das langsam, alles wird bei uns veramerikanisiert. Wie könnten wir dem Weissen Haus die Stirn bieten?» – «Bei der Sprache muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland», kommt just zum 1. August hustend retour. Und so haben wir denn beschlossen, alle amerikanischen Ausdrücke ab sofort aus unserem Vocabulaire zu kippen und dafür der Sprache Goethes zu einer Art Renaissance zu verhelfen, getreu unserem

Leitbild, «Deutsch muss blumiger werden, flöröser!» Lehrkräfte und Schülerschaft, attention: Der allerseits beliebten Einfachheit halber bringen wir das Neudeutsche für euch alle gleich in der aktuellen und somit korrekten Schreibweise zu Papier; fleureuser also als flöröser. Und: Wir komplettieren das Deutsche natürlich nicht ad absurdum; «glücklicherweise» wird deshalb nicht mit «hörösöma» ergänzt. Bleibt nämlich immer noch die Frage nach dem Huhn oder dem Ei: Was war zuerst? L'accident oder the accident?

Die Chose scheint mir ohnehin ein Fall der Diplomatie für Frau Calmy-Rey, die ebenfalls in der angloamerikanischen Sprachfalle sitzt und ständig mit «Hi Ray!» angesprochen wird, weil sie Amis und Engländer (sind längst von Amerika annektiert, merken das bloss nicht) als «Call me Ray!» missverstehen. Important ist, dass wir der Elite (Selbsteinschätzung) im Weissen Haus und an der Downing Street 10 zu verstehen geben, dass wir Eidgenossen end und gültig nicht mehr gewillt sind, nach ihrer Pfeife zu tanzen, selbst sprachlich nicht, und mögen sie ob unserem neu gewonnenen Selbstvertrauen noch so etonniert sein (ein konsiderables Selbstvertrauen übrigens, das jeder politischen Partei hierzulande vor den Wahlen gut anstehen würde).

Eines scheint angebracht: Wenn schon Angloamerikanisches mit Ausdrücken aus der Grande Nation ersetzt werden soll, dann bedeutet das selbstredend, dass auch der degutante Fastfood auf Kosten einer soignierten Küche rausfliegt. Zu rekommandieren ist diesbe-



zöglich das Restaurant «Musig Bistrot» im Berner Monbijou-Quartier, von Beat Mettler, Willy Wild und Fuad Agovic geführt. Es ist geradezu formidabel, wie der Gast mit einer mediterranen Cuisine gastronomisch verwöhnt wird. Übrigens: Das Genossenschafts-Bistrot wurde vor über zehn Jahren vom Berner Troubadour Bernhard Stirnemann initiiert, nach dem Vorbild der Bistrots an der Rive gauche. Extraordinär ist das Bistrot auch wegen seiner exzellenten Weinkarte (viele französische Tropfen, comme il faut rekolliert) und dem originellen Gärtli mit schattenspendenden Bäumen.

Zum Schluss noch mein preferiertes Fremdwort, das da koloquent heisst. Halt! Sie brauchen sich gar nicht erst die Mühe zu machen, in einem Dictionnaire nach der Bedeutung des Wortes zu

suchen. Koloquent existiert gar nicht. Ätsch. Und gerade deshalb liebe ich den Ausdruck. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit werfe ich das Wort in die Runde. «Ich finde unser Vorgehen total koloquent», provoziert entweder Kopfnicken oder Kopfschütteln, je nach der Tonlage, in der es ausgesprochen wird, «Und die Koloquenz daraus?» meist Ratlosigkeit. That's life ... Pardon, c'est la vie!

Weshalb Daniela nach wie vor nicht bellen kann.

“ Sie glauben ja nicht wirklich, dass nur ich – als Verfasser dieser Kurzgeschichten – (angeblich) «Unmögliches» erlebe, nicht wahr? Auch andere Zeitgenossen haben mit den Tücken des Alltags zu kämpfen, unsere Nachbarin Daniela Beeli zum Beispiel ... ”

Als medizinisch geschulte und auch der Komplementärmedizin gegenüber durchaus offene Person, interessiert sich Daniela gegenwärtig für «Schüssler Salze», benannt nach dem deutschen Arzt Wilhelm Schüssler, der 1821 zwölf Mineralstoffverbindungen entdeckt hat, die für einen ungestörten Betrieb des menschlichen Organismus unverzichtbar

sind. Diese Mineralsalze können je nach Bedarf und auf ganz natürliche und einfache Weise eingenommen werden. Damit das nicht vergessen geht, legt sich Daniela diese Salze in der Küche für den nächsten Tag bereit. Szenenwechsel. Daniela und ihr Mann Reto (ja, Reto, die Story muess sy, die isch esoo guet!) betreuen dann und wann die Hunde Nora und Puma von Nachbar Martin Thüler. Nora, als ausgesprochen aktive Flat-coated-Red-River-Hündin leidet nun seit kurzem an Arthrosebeschwerden im Knie. Dr. Luder, als behandelnder Tierarzt der Komplementärmedizin gegenüber ebenfalls offen, hat Nora homöopathische Medis verschrieben. Diese erhält Nora am Morgen jeweils vor dem Essen

KEINE ANGST, DIE HUNDE-PRÄPARATE HABEN KEINE AUSWIRKUNGEN AUF DEN MENSCHLICHEN ORGANISMUS!



(Sie ahnen, was jetzt kommt, nicht wahr?). Daniela also eines Tages um 05:45 Uhr noch mit Pflotsch in den Augen in der Küche: Mineralsalzttabletten von Schüssler bereitlegen, Noras Medi bereitlegen, Tee zubereiten, dem liebenden Gatten ans Bett bringen (!), dazwischen Mineralsalzttabletten lutschen, Hundefrühstück vorbereiten, Hunde rauslassen, dann der Schreck: Wo sind Noras Tabletten?

Wer wird es der Tierarztassistentin von Dr. Luder verdenken können, dass sie Danielas Frage, was für Auswirkungen

Noras Tabletten auf den menschlichen Organismus haben könnten, anfänglich nicht schnallt und zuerst wissen will, was denn Nora genau verfüttert erhalten hat ... Doktor Luder kann etwas später Entwarnung geben, werden doch die beiden verwechsellten Präparate auf ähnlicher homöopathischer Basis hergestellt, so dass weder bei Nora noch bei Daniela (sie bellt auch nicht) mit ernsthaften Konsequenzen gerechnet werden muss. Abschliessende Feststellung des Tierarzts: «Noras Medi wirkt knorpelaufbauend, vielleicht geht das Joggen heute etwas leichter ...»

Und jetzt aus der Schule geplaudert, im Sinne der Ausnahme. Glauben Sie es oder glauben Sie es auch nicht: Die folgenden zwei Telefongespräche habe ich innert einer Stunde erhalten, an einem harmlos scheinenden Nachmittag. Zuerst eine Agentur aus Zürich, die für eine bedeutende Automarke ein Einkaufszentrum (EKZ) für aufwändige Verkaufs-Demos sucht. So mit Hindernisparcours und so, mit grossem Platzbedarf vor der Hütte. Die Dame möchte den Namen und die Telefonnummer unseres Zentrumsleiters in der Stadt Bern, um «ein Datum für eine Demo vor seinem EKZ zu machen». Als ich ihr zu erklären versuche, dass der MMM in der Berner Innenstadt für eine Auto-Demo denkbar ungünstig wäre, weil kein einziger Parkplatz vorhanden ist, da wird sie hässig und bemerkt, dass das nicht ihre Frage gewesen sei. Ich – als vermutetes «Würstli» – solle jetzt den Namen und die Telefonnummer rausrücken, subito. Das Gespräch beginnt sich in die Länge zu ziehen, ich bleibe höflich, sie hingegen wird immer bestimmter, fordernder und steinhässiger. Als sie wegen der Sache ultimativ «den Generaldirektor» zu sprechen verlangt, weil sich sich nicht mehr mit «einem unfähigen Subalternen» abgeben mag, frage ich sie

(Tüüfeli, das ich sein kann!), ob sie wirklich eine Agentur-Frau sei oder nicht doch eher eine Radio-Moderatorin, die mit verstecktem Tonband auf Opfersuche ist. Diese Frage bringt das Fass zum Überlaufen. Rasend vor Wut und deutsch und deutlich sagt sie mir, was ich bin. Zu dumm für sie, kenne ich per Zufall den Verkaufschef des Generalimporteurs der besagten Automarke recht gut. Ich schätze, die Agentur-Frau wird ihn inzwischen auch «näher» kennen gelernt haben.

Keine 45 Minuten später ein Anruf für meinen Boss. Weil der nicht da ist, sondiere ich das Anliegen des Anrufenden. Herr Zürcher (Name geändert), der Stimme nach pensioniert, möchte Senator in den USA werden. Aha. Weil in New York aufgewachsen, da erlaube ich mir spontan die eine oder andere Zwischenfrage. Wie sich herausstellt, ist Herr Zürcher CH/USA-Doppelbürger und möchte in den USA aktiv werden. Allerdings will er sich nicht auf einen bestimmten Bundesstaat festlegen, sondern sich «alle Optionen freihalten». Die Mutter aller Fragen kommt meinerseits dann doch ziemlich rasch: «Und womit kann Ihnen die Migros Aare helfen?» Herr Zürcher hat da ganz konkrete Vorstellungen: «Ich möchte den Kulturfonds beanspruchen, damit ich die Reise in die USA bezahlen kann.» Macht 2'400 Franken. Auch Herr Zürcher wird mit mir nicht handelseinig, ebenso wenig wie die vorhin erwähnte Agentur-Frau. Bleibt eine Frage unbeantwortet: Was mache ich falsch, dass gewisse Leute allergisch auf mich reagieren?

Kommt ein Ross vom Himmel geflogen ...

“ Letzten Sommer wollten eine so genannte Künstlerin und ein ebensolcher Künstler im Bernbiet ein totes Pferd aus dem Helikopter heraus kippen und auf einen Traktor fallen lassen. Das Ganze wurde im Vorfeld einer regionalen Kunstausstellung als Kunst-Performance deklariert und von den betreffenden Gemeindebehörden – offenbar alles Kulturbarausen – vereitelt. Der tote Pegasus, der wie ein Stein auf die Erde fällt, als Kunst? Und wenn ja: Was folgt als Nächstes? ”

Eine persönliche Einschätzung des angeblichen Kulturevents: Die selbst ernannte Künstlerin und ihr männliches Pendant haben erreicht, was sie wollten, nämlich keinesfalls wirklich das abscheuliche Schauspiel veranstalten, sondern Publicity vor allem in eigener Sache. Hauptsache, man spricht vom Affront, von ihnen. Was für ein Desaster sie dem Image zeitgenössischer Kunst in einer breiten Öffentlichkeit angerichtet haben, das ist ihnen offenbar wurst, aber vermutlich haben sie darüber gar nie wirklich nachgedacht, weil zu sehr mit sich selber beschäftigt. Allein schon aus diesem Grund hätten die beiden es verdient, von den Medien mit Nichtbeachtung gewürdigt zu werden. Aber eben, sogar mich provozieren sie zu einer ... Realsatire.

Zeitgenössische Kunst hat sehr viel damit zu tun, was eine Kunstschaffende oder ein Kunstschaffender uns vermitteln will.

Es ist zum Teil faszinierend, wie stark der Betrachter dabei in ein Werk eingebunden werden kann; im Vordergrund der Auseinandersetzung steht plötzlich weniger das Werk als solches, als vielmehr die Assoziationen, die beim Betrachter entstehen. Und genau hier – im persönlichen Gespräch mit dem Kunstschaffenden – lässt sich der wirkliche Künstler zum Glück vom Sauglattisten unterscheiden. Zugegeben, ich habe die Ross-Aktion nicht genauer verfolgt, aber beim Zappen am TV einmal der angeblichen Künstlerin kurz zugehört bei der Frage nach ihren Motiven. Gaga. Aber eben, es ging ja bekanntlich um etwas ganz anderes. Und so ist denn zu befürchten, dass uns diesbezüglich von «Kunstschaffenden», die noch niemand kennt, noch einiges bevorsteht. Ideen gefällig?

Wie wäre es zum Beispiel, ein Kunstschaffender würde die Öffentlichkeit auf die bevorstehende Verschrottung von 1'000 alten Schützenpanzern der Typs M-113 aufmerksam machen? Wie der SonntagsBlick nämlich kürzlich berichtete, möchte unser allerseits geschätzter Samuel Schmid (Bundesrat) die eisernen Schrotthaufen nach Deutschland verfrachten. Weil aber ursprünglich ein US-Produkt, müssen die Amis dem Deal zustimmen, und ennet dem Teich ist ein gewisser Donald (nicht Duck) bekanntlich nicht unbedingt gut auf Herrn Schröder zu sprechen, weil dieser ihm die Gefolgschaft im Irak-Krieg verweigert hat. Nun denn. Ein noch unbekannter Schweizer Performance-Künstler könnte sich doch einen M-113 posten, günstigst, und ankündigen, dass er damit auf dem Platz



vor dem federalen Palais eine mit Ketchup gefüllte George-W.-Bush-Puppe überfahren wird. Zudem gedenke er, einige hundert Rollen mit Fünflibern flach zu walzen, symbolisch, um den Wert militärischer Aufrüstung zu symbolisieren. Was glauben Sie, wird dann los sein, he? Genau! Unser Mann in Washington lernt endlich, endlich die US-Polit-Führung persönlich kennen, Frau Calmy-Rey darf auf der US-Embassy in Bern vorsprechen und einen geharnischten Brief entgegennehmen, CNN wird erstmals seit dem Apfelschuss von 1291 wieder live aus Helvetien berichten, McDonald's (Ketchup) und die UBS (Fünfliber) den Umstand öffentlich dementieren müssen, dass sie diesen «politischen Affront» nicht unterstützen, obwohl ihre Logos auf dem M-113 kleben, Samuel Schmid wird wieder einmal von alledem keine Ahnung haben, und Joseph Deiss wird sich mächtig freuen, dass die Performance allgegenwärtig als Hauptthema durch die Zeitung raschelt – und nicht mehr sein von der SPS geforderte Rauschmiss aus dem Bundesrat. Und der Künstler? Der wird Weltruhm erreichen, weil er zum Schluss Reue zeigt und auf das Happening verzichtet, dafür aber

den Panzer ins Museum Of Modern Art MOMA in New York stellen lässt. Sy no Frage?

Über die Probleme der Schweizer Milchwirtschaft liesse sich mit einer grossen Darbietung auf der Berner Münsterplattform orientieren, indem ein Künstler synchron aus 30 vollen Tankwagen die inländische Milch zu den Klängen der ausländischen Komposition «Die Moldau» aus Bedrich Smetanas «Mein Vaterland» ausfliessen lässt, währenddem Dance Companies aus den wichtigsten EU-Agrarstaaten – von Berner-Tanztage-Boss Reto Clavdetscher vermittelt – avantgardistisch in der Schweizer Milch herumtanzen. Das Patronat zur eigenwilligen Veranstaltung, die «Kultur, Landwirtschaft und Heimat auf spielerische Weise harmonisieren soll», so der Künstler in seiner Vorankündigung, übernehmen Simonetta Sommaruga, Konsumentenschützerin, Elisabeth Zölch, Volkswirtschaftsdirektorin des Kantons Bern, und Hermann Weyeneth, BGB-Nationalrat, sozusagen als Heilige Dreifaltigkeit. Allesamt werden sich die drei natürlich subito und medienwirksam – schliesslich sind im Herbst 2003 Wahlen – vehement von dieser geschmacklosen Aktion distanzieren. Aussagen, die bei Ueli Heiniger im «Club» und bei Dingsda in der «Arena» von SF1 wiederholt werden. Und der inszenierende Künstler? Der erhält prompt ein erstes grosses Auftragswerk von Christoph B.

Wenn einem die Behörden den Hahnen zudrehen ...

“**Ungeschicktes passiert bekanntlich immer im dümmsten Moment. Sagt uns auch Mister Murphy (lebt nach dem Leitsatz «Alles, was im Leben Spass bereitet, ist entweder verboten, unmoralisch oder macht dick.»). Und so kann es nicht erstauen, dass unsere Hausreihe am Abend der Auffahrt 2003 sozusagen eine Openair-Pijama-Party der eher unvorhergesehenen Sorte zelebrierte ...**”

Gegen 22:30 Uhr ist vor unserem Schlafzimmerfenster plötzlich ein lautes Stimmengewirr zu hören. Der Tonlage nach sind unsere unmittelbaren Nachbarn zur Rechten und zur Linken, René Mayer und Gilbert Doyon, am Diskutieren. Von «Wo drückt es genau raus?» ist die Rede, von «Hier hat es bereits eine Bodenplatte angehoben». Und wenn man ganz genauinhört, da ist auch ein Rauschen zu vernehmen. Da wir nicht unmittelbar an einem Bächlein wohnen, liegt die Vermutung nahe, dass irgendwo eine Wasserleitung geplatzt ist. Sekunden später halte ich meinen Kopf aus dem Fenster, um mein uneingeschränktes Interesse kundzutun. Die beiden Kollegen, inzwischen durch ihre Ehefrauen Suzanne und Trudi komplettiert, bestätigen die Vermutung. In Gilberts Garten sprudelt seit neuestem eine Wasserquelle, die als Bächlein in Richtung Fuchs' und Bieris fliesst ...

Nadisna versammeln sich alle fünf Parteien zu einer Art Pijama-Party. Wie sich

herausstellt, haben alle ein Geräusch gehört, aber jeder hat gedacht, einer der Nachbarn würde noch den Rasen spritzen, extrem lange duschen oder Beat seinen Swimmingpool füllen. Nun, irren ist bekanntlich menschlich. Logo: Das Wasser gehört abgestellt und das wiederum kann nur jemand Offizielles. Telefon also zur Gemeinde. In der Zwischenzeit empfiehlt René, «die Badewannen zu füllen», weil unklar ist, wie lange wir danach ohne Wasser sein werden. Keine zehn Minuten später – das gibt einen Eintrag ins Guinness-Buch-der-Rekorde! – ist Peter Bähler von der Ara Wohlen bereits zur Stelle und waltet seines Amtes. Mit dem Ergebnis, dass zwar die unerwünschte Quelle versiegt, dass die Reihenhäuser Beundeweg 12–20 jedoch ohne Wasser sind. Was jetzt? Immerhin nähern wir uns 23:00 Uhr.

Wie es sich für eine intelligente Männerrunde – mit beratenden Frauen zur Seite – gehört, wird zuerst das Operative besprochen, erst dann werden strategische Überlegungen angestellt. Das Wichtige vor dem Dringenden. Uns allen ist klar, dass uns weder ein Trüffelhund noch ein Lawinenhund bei der Suche nach dem Leck helfen kann. «Eichenberger Worb ist Fachmann für Leitungs- und Leckortungen», weiss Kollega Bähler, der Maestro Eichenberger auf seinem Handy gespeichert hat. Via Combox erhält Eichenberger die Aufforderung, sich sofort zu melden. Zum weiteren Vorgehen: Ist die Bruchstelle erst einmal lokalisiert, muss grosszügig gebuddelt werden. «Unser Mann» ist Tiefbauer und Landwirt Charles «Schärli» Martin aus Uettligen. Einer aus der Martin-Familie

nimmt das Telefon ab. Schärli schläft bereits. Weil ein Notfall, wird er geweckt und per Freitag um 07:30 aufgeboten. Parallel dazu meldet sich Eichenberger. Der kommt bereits um 07:00 Uhr zum Handkuss, wenn die Welt, frei nach Bert Kämpfert, bekanntlich noch in Ordnung ist.

Genau. Sobald die defekte Stelle der Leitung – ähnlich einem Nervenstrang – freigelegt ist, gilt es, die Instandstellung an die Hand zu nehmen. Dafür kommt nur eine Art Chirurg mit sanitärinstallationsstechnischer Handfertigkeit in Frage. Weil Einzelkämpfer bestimmt die «Brücke» nach Auffahrt machen, muss ein Grosser her. Binggeli in Hinterkappen. Und wer ruft am Freitag morgen den Binggeli an, wer? Ich bin der Auserwählte. René seinerseits wird «sur place» die Kernbohrung und Aushubarbeiten überwachen. Mit diesem Vorgehensplan legen wir uns schlafen. Selbstverständlich klebe ich noch schnell Zettel an die beiden Toiletten, NICHT SPÜLEN!, für den Fall, dass jemand Schläfriges während der Nacht die Absicht hätte, routinemässig auf den Knopf zu drücken.

Wie ich am Morgen aufstehe, da geht mir spontan durch den Kopf, ob ich nicht schnell auf den Autowaschplatz in der Einstellhalle huschen und mich dort duschen könnte. Der Gedanke an das kalte Wasser hält mich aber davon ab. Irgendwie gelingt die Morgentoilette

halbwegs, dank dem Wasser in der Badewanne. Bereits um 06:20 Uhr ergeht ein erster Anruf zu Binggeli. Dort nimmt man tatsächlich den Hörer ab. Eine verführerische Damenstimme verkündet ab Band die «Brücke» und den Umstand, dass man der Kundschaft ab Montag gerne wieder zur Verfügung steht. Toll. Aber mich bringt man deswegen nicht aus der Ruhe. Rudolf Zehnder ist konzessionierter Sanitärinstallatör in Wohlen. Um 07:30 Uhr erfolgt der Peilversuch. Fehlanzeige. Niemand zu Hause. Also wird jetzt der offiziöse Pikettdienst unser aller Sanitärinstallateure bemüht. Dort nimmt jemand aus Fleisch und Blut ab, hört zu, macht sich Notizen und verkündet einen Rückruf. Zehn Minuten später ist es schon so weit. Einer macht seinem lustigen Familiennamen alle Ehre, derart unbedarft gibt er sich telefonisch (und damit ziehe ich die beruflichen Fähigkeiten des Mannes explizit nicht in Zweifel!). Weil sich wenig später nach einem Anruf von René herausstellt, dass es eine grössere Reparatur geben wird, die nicht am Freitag erledigt werden kann, da annullieren wir das Rendez-vous mit dem Pikett-Mann und zapfen unsere fünf Reiheneinfamilienhäuser für einige Tage superprovisorisch an die Wasserleitung bei Familie Cacciola an. Liebe Nachbarn am Beundeweg 10, besten Dank für das Wasser. Morgen bringen wir es zurück, in einem 22'000-Liter-Zisternenwagen. Va bene, così?

Zum Schluss noch ein nützlicher Hinweis: Falls Sie bei der GVB versichert sind, empfiehlt es sich, den Schaden einige Wochen zum Voraus anzumelden, telefonisch, weil die Leute bei mir während Tagen (...) drei E-Mails und einen Fax schlicht unbeantwortet gelassen haben.



Wenn Zeiger vorwärts und rückwärts laufen ...

“ Wir also ohne Wasser, siehe vorangehende Realsatire. Was aber wäre das Leben ohne die Behörden? ”

Die Eigentümer der Reihenhäuser Beundeweg 12, 14, 16, 18 und 20 zu Wohlen stecken einige Tage nach dem Wasserleitungsbruch die Köpfe zusammen, um das weitere Vorgehen in gutnachbarlichem Ambiente abzusprechen, möglichst ohne Handgreiflichkeiten und/oder Blutvergiessen. Deshalb steht bei 18, wo das Treffen stattfindet, um 20:15 Uhr eine feine Flasche Rotwein aus Kalifornien auf dem Tisch. Um genau zu sein: Anwesend sind bloss 12, 16, 18 und 20, weil 14 am Tag nach dem Leitungsbruch vorhergesehenerweise für drei Wochen in die Ferien abgehauen ist, als hätte er eine leise und weise Vorahnung gehabt, denn der Vorplatz von 14 wird Hauptschauplatz der Grab- und Instandstellungsarbeiten sein. Wir prosten uns zu, fluchen über die Gebäudeversicherungen, deren Kleingedrucktes und den Umstand, dass Aqua, die Göttin des Wassers, ungerecht ist, ausgerechnet bei uns tollen Zeitgenossen eine Wasserleitung platzen zu lassen.

Seit einigen Tagen schon beziehen wir das Wasser freundlicherweise von 10, über eine Notleitung, die bei 12 ins bestehende Netzwerk eingespiesen wird und somit auch 14 (abwesend), 16, 18 und 20 versorgt. 18 (Bürolist) erkundigt sich bei 20 (Sanitärinstallatör), wie sich unser Wasserverbrauch während dieser Übergangszeit nachweisen lassen wird,

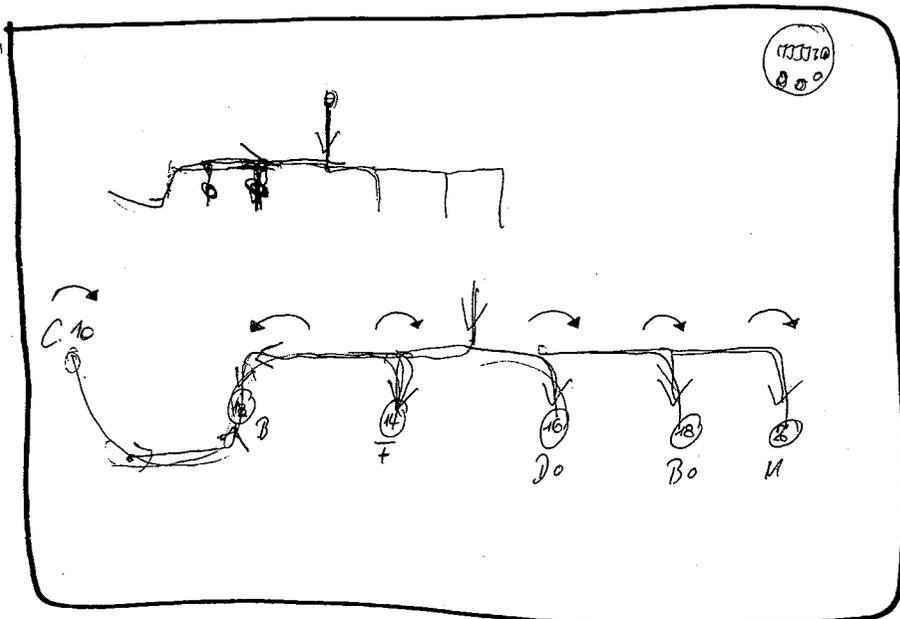
damit 10 in zwei Wochen nicht unsertwegen in einer gigantischen Wasserrechnung absäuft. Ist irgendwo eine Art Wasserzähler zwischen 10 und 12 geschaltet? 12 (Lehrer) und 16 (Geologe) hören ebenfalls gespannt zu (das würde bestimmt auch 14, wäre er nicht abwesend). Bevor 20 mit seiner sanitärtechnischen Nachhilfestunde beginnt, kommt eine zweite Flasche Zinfandel 1996 aus dem Hause Ernest & Julio Gallo auf den Tisch, wobei 20 das Alkoholische heute Abend verschmählt, nicht so die Gattinnen 12, 16 und 18, ebenfalls anwesende Zuhörerinnen, aufmerksame. Man gönnt sich ja sonst nichts. Nicht einmal eigenes Wasser.

Klar ist: 10 liefert uns freundlicherweise das Wasser, so dass sein Zeiger volle Pulle vorwärts läuft. Ab jetzt wird es spannend: Das Wasser kommt beim Gartenanschluss von 12 rein, ohne dessen Wasseruhr zu aktivieren, so dass 12 im Prinzip so viel Gratiswasser verbrauchen könnte, wie er wölle (der guten Ordnung halber muss allerdings festgestellt werden, dass sein Swimmingpool bereits voll ist). Erst dann kommt der Wasserzeiger von 12 ins Spiel, und zwar ... «rückwärts», derweil dann die Zeiger von 14 (noch immer abwesend), 16, 18 und 20 im Uhrzeigersinn drehen, vorwärts also. 12 gibt sich ob den Äusserungen von 20 befriedigt (um nicht zu sagen enthusiastisch), derweil 16 und 18 einander fragend anschauen. Es folgt danach eine ungefähr 15-minütige Diskussion um Vorwärts-rückwärts, Rückwärts-vorwärts, Vorwärts-vorwärts, Pirouetten und Salti. Herr Auerbach, meines Wissens nicht mehr unter uns, hätte seine Freude an

unserer Runde gehabt, gehechtet oder gehockt. Zum allgemeinen Verständnis zeichnet 16, der die Ausführungen von 20 sofort gecheckt hat, das Schema des Wassereindringens in fremde Wohnungen auf. Zu Ihrem besseren Verständnis drucke ich diese historisch anmutende Skizze ab – für einmal gibt es hier also keine Illustration von Cartoonist Beat Sigel.

Sofort kommt natürlich die Frage nach der korrekten Entschädigung von 10, dem Gewinnvortrag von 12 sowie der Doppelbelastung von 14 (grösstenteils ferienabwesend, Koeffizient zu berechnen), 16, 18 und 20 auf, denn: 14 (zwei Personen), 16 (zwei Personen), 18 (vier Personen) und 20 (zwei, dann und wann drei Personen) bezahlen ja doppelt.

Einmal anteilmässig 10, und zusätzlich, auf Grund der vorwärts laufenden Wasseruhr, bei der Gemeinde, die somit doppelt kassiert. Bevor wir zum Kaffee und – Ehre schliesslich, wem Ehre gebührt – (gebranntem) Wasser von Romano Levi aus dem Piemont wechseln, einigen wir uns darauf, die Gemeindeverwaltung in einem Fünfsatz mit mindestens sechs Unbekannten anzuschreiben, wegen einer korrekten Wasserabrechnung bei der nächsten Lesung. Da bin ich doch mal gespannt.



Das Vermächtnis des Pharao Tut-Ench-Sigel ...

☞ Die weltbekannte «Chaine des Rôtisseurs» ist so ein Klub von Gastronomen, die gut grillieren können (nehme ich mal an). Im Sommer mutiert auch Herr Schweizer auf dem Balkon oder im Gärtli jeweils zum lokalen Grillmeister, das obligate Bier in der Hand. ☞

Ich selber bin diesbezüglich ein einfaches Gemüt. Geht bei Bo so: Zwei Klötzchen Holzspäne werden im Gartencheminée mit genügend dünnen Ästen bedeckt, darauf lege ich einen ganzen Berg von Holz und zünde dann die Klötzchen an. Fertig, Schluss. Nach ungefähr zehn Minuten lodert im Steincheminée ein mittleres Inferno, 45 Minuten später liegt dort eine dicke Glutschicht (Marke «DeLuxe»), die für drei, vier Durchgänge reicht. So einfach ist das. Wirklich? Wollen wir doch mal sehen, was einige Bekannte so alles drauf haben. Im heutigen Report beschränken wir uns auf Grillöre, die mit Holz, Holzkohle oder Kohlebriketts arbeiten. Profane Lawastein- und Gasgrills, bei/mit denen man beim Anfeuern nicht viel falsch machen kann, fallen hingegen ausser Rang und Traktanden. Dort kann sich der Mann von Welt nicht profilieren.

Wenn ich von «Maestri del fuoco» spreche, dann komme ich nicht um einen ehemaligen Nachbarn herum, der seinerzeit als Grillmeister ungefähr jenen Status innehatte, den «Comical Ali» alias Mohammed Said al-Sahaf («We have everything under control.») als ehemaliger

irakischer Informationsminister heute geniesst: Jeden Sonntagabend verschob er seinen wackeligen Minigrill von der Terrasse in die hinterste Ecke seines Gärtlis. Und das aus purer Rücksicht auf die Nachbarn, denn das Ding entwickelte gewaltige Rauchschwaden, bei denen es nicht erstaunt hätte, wäre eines Abends ein Löschflugzeug im Tiefflug über die Siedlung hinweggedonnert. Wenn sich die Rauchwolke nadisna verflüchtigt hatte, blieb ausser verkohltem Zeitungspapier nicht viel übrig, schon gar kein Feuer, höchstens kleine Glutstäbchen. Und diese versuchte besagter Nachbar mit dem Haarfön (vom Wohnzimmer aus mit einer Kabelrolle verlängert) zu reanimieren. Nun ja, zum Schluss reichte die Wärmequelle albens, um zwei Würstli oder Plätzchen zu grillieren. Stimmt. Was will man mehr?

Überhaupt scheint das so eine Sache, das mit der Quantität: Statt grosszügig Holz aufzubeugen und anzuzünden, da üben sich viele Zeitgenossen in Genügsamkeit. So auch Mario. Der hat allerdings nicht bloss ein Mengenproblem mit seinem Holz, bei ihm kommt noch das Just-in-time des Feuers hinzu (das hat auch damit zu tun, dass es fast immer regnet, wenn er grilliert, so dass er inzwischen vermutlich imprägniertes Holz verwendet). Wie der geneigte Grillmeister weiss, braucht eine gute Glut «ab Zündhölzli» zwischen 45 bis 60 Minuten. Bei Mario ist es jeweils so, dass seine Jsabella bereits aus der Küche ihr legendäres «Bützu! Wie lang hesch no?» ruft, derweil ihr Gatte noch darüber hirnt, wie viele Holzscheite er Fuego, dem Gott des Feuers, opfern soll. Wie auch immer: Grill-Partys bei

Mario haben durchaus Unterhaltungswert. Eines muss man ihm lassen: In der Fleischzubereitung – Marinade inklusive – ist er ein Meister seines Fachs.

Locker vom Hocker geht es bei Beat zu und her, der auch heute für die Karikatur – im wahrsten Sinne des Wortes – verantwortlich zeichnet. In einem früheren Leben vermutlich Pharao, da beigt er die Kohleneier pyramidenförmig auf, übergließt das Ganze mit Flüssigkeit, lässt die Sache einziehen, um dann mit einem einzigen Streichholz zuzuschlagen. Lässig stehen wir dann zu dritt als selbst ernannte Supervisoren neben dem Grill: Beat, ich und Herr Miller-Draft von der gleichnamigen Brauerei. Merry Christmas!

Roland wiederum nennt den Grillstab des 21. Jahrhunderts sein eigen. Geht so: Ähnlich einem Blasrohr – vergiftete Pfeile hat er nach eigenen Angaben damit aber noch nie abgeschossen – kann er mit dem ungefähr einen Meter langen Stab sowohl aus sicherer Distanz im Feuer hantieren und die Holzkohle optimal platzieren als auch millimetergenau in die Glut blasen, ohne sich den Mund zu verbrennen oder die Lunge aus dem Leib zu blasen. Weil vorne noch mit einer Art Dreizack ausgerüstet, kann das Ding während einer Bier-Pause mühelos in den Rasen gesteckt werden. Genial.

Ein anerkannter Herr des Feuers ist Dominik aus Nidau. Nun gut, dass mit einem Kugelgrill einiges leichter fällt (sofern man denn weiss, wie damit umzugehen), das ist klar. Wie wir aber kürzlich um 18:30 Uhr bei ihm einlaufen, da steht die Glut bereits kurz vor ihrem Höhepunkt. Es kann losgehen. Das Grillieren gelingt perfekt, alles kommt heiss auf den Tisch. E Guete? Nicht ganz. Denn kaum haben wir Messer und Gabel ange-

setzt, kommen zwei Frauen ganz aufgeregt die Strasse entlang gelaufen: «Venez vite, venez vite! Un accident!» 50 Meter von Dominiks Garten entfernt ist eine ältere Velofahrerin gestürzt. Sieht ziemlich schlimm aus. Monika, als Krankenpflegerin, leistet Erste Hilfe, via 144 wird die Sanität aufgeboden, die bereits Minuten später eintrifft (Respekt!). Wie wir nach geleisteter Hilfe und Polizeirapport an den Tisch zurückkehren, da ist Runde 1 auf den Tellern ganz schön kalt und zäh geworden ...

Bleibt zum Schluss also bloss noch die Frage offen, wie äch ein Grenadier-Instruktor aus Losone «privat» ans Grillieren geht? Ich rate mal. Vermutlich hat er seinen Holzvorrat perfekt getarnt in einer kleinen Baumhütte gelagert, gleitet dann von dort aus via Tyrolienne hinab zum Gartengrill (der einem kleinen Betonhaus ähnelt, so wie die Grenadiere es für den Häuserkampf als Übungsobjekt gebrauchen), um mit Kampfanzug, eingeschwärztem Gesicht und dem Flammenwerfer eine versteckte Holzbeige anzuzünden, währenddem seine geladenen Gäste auf der Terrasse hinter einer feuer- und kugelsicheren Glaswand auf ihre Schweinskoteletten warten.



Sie möchten wissen, wie man zu guten Ideen kommt?

“ Krea(k)tiv bin ich in zwei bestimmten Lebenslagen: Beim Joggen, wo ich nicht bloss prima Einfälle entwickle, sondern diese auch gleich in eigentliche Konzepte umwandle, und beim Schreiben, wo ich zum Ideenhaufen putziere, sobald meine Finger mit der PC-Tastatur in Kontakt kommen, ähnlich Beethoven beim Komponieren auf seinem Flügel. Heute sollen Sie ein kleines Geheimnis erfahren, nämlich wie ich zu meinem kreativen «Urknall» gekommen bin. Psssst, nicht weitertratschen! Noch heute lebe ich konsequent danach. ”

1968 werden die Olympischen Sommerspiele in Mexiko City ausgetragen (erinnern Sie sich an Bob Beamons 8,90 Meter im Weit- oder an Dick Fosburys Flop im Hochsprung?). Erstmals laufen die Leichtathleten auf einer Kunststoff-(tartan)bahn. Zudem liegt die mexikanische Hauptstadt auf einer Höhe von über 2'400 Metern über Meer. Will heissen: Der Luftwiderstand beim Rennen ist geringer als auf Meereshöhe. Mit diesen Erkenntnissen führen die Amerikaner ihre Vorausscheidungen auf einer Kunststoffbahn in Lake Tahoe durch, welches ebenfalls über 2'000 Meter über Meeresspiegel liegt. Die Sportwelt kommt aus dem Staunen nicht heraus: Tommy Smith, Larry Evans und John Carlos pulverisieren die bis dahin geltenden 200- und 400-Meter-Weltrekorde. Ihre Wunderzeiten haben einen Namen: Puma.

Folgendes ist passiert: Die Puma-Athleten haben völlig neuartige Schuhe an den Füssen. Bis anhin war es üblich, Sprintschuhe mit acht bis zwölf Dornen unter den Fussballen zu konstruieren. Die verhältnismässig langen Dornen garantierten den Kurvenhalt auf den konventionellen Aschenbahnen. Tommy Smith & Co. hingegen trugen Schuhe, die als «Bürstenschuhe» in die Geschichte eingehen sollten: Unter den Fussballen waren – Irrtum vorbehalten – 66 ganz kleine Dornen angebracht, die auf der Tartanbahn einen maximalen Kurvenhalt gewährleisteten, ohne dass Zeit/Kraft verloren ging, wie wenn konventionelle Dornen «eingestochen» resp. «herausgezogen» werden mussten. Und statt sie schnüren zu müssen, da hatten die Dinger einen Velcro-Verschluss, für die perfekte Passform.

Die Fachwelt war baff, der Hauptkonkurrent von Puma ebenso, allerdings weniger aus einer allgemeinen Begeisterung heraus, sondern aus Frust, weil er selber für seine Läufer keinen Wunderschuh mit drei Streifen parat hatte. Irrtum nochmals vorbehalten liess die Firma –der Gründer Adi war ein Bruder von Puma-Chef Rudolf Dassler – die Schuhe für Mexico City verbieten, weil die Regeln des Internationalen Leichtathletikverbandes IAAF (damals noch immer auf Aschenbahnen ausgelegt) nicht mehr als acht Dornen erlaubten. Was die Puma-Läufer nicht daran hinderte, Olympiasieger zu werden, in Weltrekordzeiten, mit mehr oder weniger konventionellen Puma-Schuhen ...

Und nun zu meinem kreativen «Urknall»: Tage später hörte ich auf Radio Bero-

münster (...) zufälligerweise ein Interview mit dem Chef-Schuhdesigner von Puma. Auf die Frage, wie Puma denn auf die Idee mit dem «Bürstenschuh» gekommen sei, antwortete er: «Wir wussten um die neue Bahn und die Höhe Mexico Citys. Also habe ich meinem Team gesagt, sie sollen alles vergessen, was sie über Laufschuhe wüssten. Es ging einzig darum, unseren Athleten für eine Tartanbahn mit relativ geringem Luftwiderstand das Beste an die Füsse zu binden.»

Diese Feststellung ist bei mir haften geblieben: Wenn man nach neuen Wegen sucht, muss man alles Bisherige vergessen. Und, glauben Sie mir, es funktioniert!



Ungefähr nach dem gleichen Prinzip wie ein Eintrag ins Guinness-Buch-der-Rekorde: Wenn Sie da mit einem Eintrag liebäugeln, müssen Sie nicht danach trachten, etwas besser, grösser oder schneller zu machen. Checken Sie, was es noch nicht gibt, dann kommen Sie easy rein. Hat seinerzeit

wunderbar funktioniert, als ich bei Suchard-Tobler die 7-Kilogramm-Toblerone als schwerste Schoggi eintragen lassen wollte, mit entsprechendem PR-Traritrara. Zwar hatten die Belgier bereits ein über 5 Tonnen schweres Schokolade-Ei produziert, aber "industriell hergestellt" gab es noch keinen Eintrag. Merken Sie öppis?

Und gib uns heute unser tägliches Coca-Cola ...

“ Das wirklich Faszinierende an meinen Kurzstories ist, dass ich von Zeit zu Zeit auch Witze anbringe, die ich später einfach nachschlagen kann, damit sie nicht vergessen gehen. So auch auf den folgenden beiden Seiten, wo ich Ihnen Humorisches und vielleicht auch weniger (...) Humorisches zu Papier bringe ... ”

Wissen Sie zum Beispiel, weshalb Männer keine Orangenhaut haben? Ganz einfach: Weil es nicht schön ist.

Ein Amerikaner, ein Engländer und ein Schweizer treffen sich in der Inner-schweiz. Es wird über Geschichte gesprochen. Unser Landsmann kommt richtiggehend ins Schwärmen, wie er ins Jahr 1291 zurückblickt, mit Rütlichschwur und Tell und Gessler und so. Rasch ist in einem Souvenirgeschäft eine Armbrust organisiert, um den Kollegen den berühmten Apfelschuss zu demonstrieren, auch ein Jüngling mit blondem Haar lässt sich finden, ebenso die besagte Frucht, die vor 1291 Adam und Eva und Jahre später auch Schneewittli berühmt machen sollte. Klein-Sven fällt die Ehre zu, die Rolle Walteris spielen zu dürfen, samt Apfel auf dem Kopf. Aus ungefähr 30 Meter Distanz trifft der Schweizer mitten in den Apfel. «I'm Wilhelm Tell!», jubelt er entsprechend. Sekunden später überrascht der Amerikaner seine beiden Zeitgenossen mit einem weiteren Apfel, den er Sven vom Kopf schiessen will, mit dem Colt, aus der Hüfte heraus. Das



Un glaubliche gelingt, dem Buben wird kein Haar gekrümmt. «And I'm John Wayne!», stellt er freudig fest. Selbstverständlich will unser Engländer nichts anbrennen

lassen und so organisiert er sich Pfeil und Bogen, um Robin Hood zu spielen. Das Geschoss trifft den Jüngling mitten in die Stirn, worauf der unglückliche Schütze à la Monty Python's trocken meint: «And I'm sorry!»

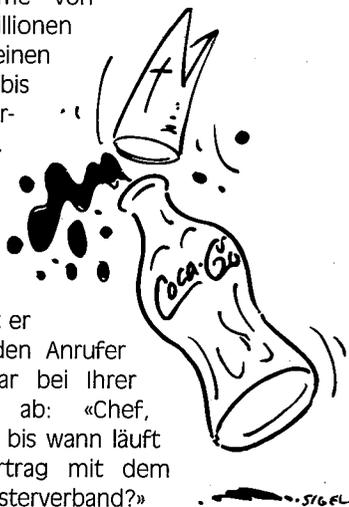
Der Tierarzt ruft bei Herrn Meier an: «Ihre Frau ist mit ihrer Katze da und bittet mich, sie einzuschlafen. Ist das in Ordnung?» – «Klar doch, und die Katze können Sie nachher vor Ihre Türe setzen, sie kennt den Heimweg.»

Duppenthalers feiern den 30. Hochzeitstag. «Er» möchte ihr zum Jubiläum etwas Besonderes schenken. «Sie»: «Auf die Gefahr hin, dass du mich missverstehen wirst, ich möchte einmal im Leben so ein Striplokal besuchen, zum Beispiel das 'Lanterne rouge', das überall Werbung macht.» Dummerweise kennt Duppenthaler das Etablissement aus eigener Erfahrung und hat verständlicherweise null Bock darauf, seine Frau dorthin auszuführen. Also windet er sich, so gut es geht, mit allen möglichen Ausreden. Zu

dumm für ihn hat Frau Duppenthaler doch bereits einen Zweiertisch für den Abend reserviert... Wie die beiden ankommen, werden sie von der jungen Garderobière freundlich begrüsst, Duppenthaler namentlich, was wiederum seine Frau überrascht: «Woher kennst du diese Frau?», will sie denn auch von ihm wissen. «Äh, emm, das ist die Tochter eines Arbeitskollegen, die sich nebenbei ihr Studium finanziert. Ich weiss, kein besonders seriöser Arbeitsplatz, aber was willst du machen?» Alles klar, gerade nochmal gut gegangen. Der Kellner begleitet das Paar daraufhin an den Zweiertisch. «Schön, Sie in Begleitung bei uns zu haben, Herr Duppenthaler.» Und wieder ist Frau D. überrascht. Duppenthaler kommt ihrer Frage zuvor: «Gaston war mal Kellner in einem Stammlokal von mir, vor Jahren, ich wusste gar nicht, dass er jetzt hier arbeitet...» Standesgemäss für Lokal und Anlass kommt eine Flasche Champagner daher. «Moët Chandon, wie immer, Herr Duppenthaler», meint ein weiterer Kellner. Langsam, aber sicher wird Madame argwöhnisch: «Moët Chandon, wie immer, Herr Duppenthaler?» Just in diesem Moment beginnt die Show, Duppenthaler kann sich um eine weitere peinlich anmutende Ausrede drücken. Minuten später flüstert eine der Schönen der Nacht lüstern ins Publikum: «Und welcher Gentleman zieht mir heute Abend den kleinen Slip aus?» Daraufhin alle Gäste gemeinsam, im Takt: «Duppenthaler! Duppenthaler! Duppenthaler!» Das ist definitiv too much für seine Gattin. Wutentbrannt verlässt sie das «Lanterne rouge», ihr Gatte hinterher, zur Gaudi der Gäste. Vor dem Laden ruft sie das erstbeste Taxi und steigt zu. Duppenthaler kann den Wagen gerade am Wegfahren hindern und steigt ein, in den Fond. Was er dort zu hören bekommt, ist nicht für Ihre Ohren

bestimmt. Nach einigen Minuten, dreht sich der Taxifahrer: «Hör mal, Duppenthaler, wir beide kennen uns jetzt schon recht lange und haben Verschiedenes erlebt, aber derart dämlich hat sich noch keine aufgeführt...»

Die Atlanta-Zentrale von Coca-Cola ist auf der Suche nach einem weltweiten Gag für das Getränk. Ein junger Werbe-Heini schlägt vor, den Vatikan einzuspannen, da auch der Heilige Stuhl auf Goodwill in der Bevölkerung angewiesen ist. Also ruft er nach Rom an. Nach einer Weile gelingt es dem Mann, mit dem Privatsekretär des Papstes zu sprechen. Entsprechend bringt er auch seinen Vorschlag an und will von Monsignore wissen, was es kosten würde, im «Vater Unser» eine kleine Textkorrektur vorzunehmen, so dass die Leute nicht mehr um ihr tägliches Brot, sondern um ihr tägliches Coca-Cola beten. Unser Mann im Vatikan ist entsetzt, wird dann aber doch hellhörig, wie er aus Atlanta die Summe von 100 Millionen Dollar für einen Zeitraum bis 2014 vernimmt. Obwohl ihm die Sache zutiefst zuwider ist, sichert er sich für den Anrufer gut hörbar bei Ihrer Heiligkeit ab: «Chef, sagen Sie, bis wann läuft unser Vertrag mit dem Bäckermeisterverband?»



Wenn nicht einmal der argwöhnische Padi bellt ...

“Auf mein Aussehen, da bilde ich mir nichts ein. Purlauterer Durchschnitt, auch wenn ich natürlich immer wieder einen meiner Lieblingsprüche zum Besten gebe: «Hätte ich in der Zeit von Michelangelo gelebt, dann gäbe es heute keinen David, sondern eine Statue namens Thomas.» Der Wahrheit wesentlich näher kommt hingegen die zweite Feststellung: «Wissen Sie, eigentlich brauche ich gar keine Brille, aber je mehr ich von meinem Gesicht verdecke, desto vorteilhafter wirke ich – deshalb auch der Bart.»”

Fragen Sie mich nicht weshalb, aber während eines sonntäglichen Joggings in Vercorin habe ich an Pfingsten 2003 – wirklich wie aus heiterem Himmel – den Wunsch verspürt, mich meines Männlichkeitssymbols zu entledigen. Sie haben es selbstverständlich erraten: Es geht/ging um meinen Bart, den ich seit Menschengedenken trage, mal wuchernder, wie Klaus Ammann vom Botanischen Garten in Bern, mal kürzer, wie Alexander Tschäppät (ebenso zu Bern). Klar, dass ich vor der Tat meine Frau zur Idee befragen musste, schliesslich verändert sich eine Frau ja auch schlagartig, wenn sie eine Mähne in eine Kurzhaarfrisur verwandelt. Und siehe da: Nichts von Opposition, ganz im Gegenteil. Das wiederum kam einem kleinen Schock gleich, denn etwas Widerstand oder Skepsis hätte ich ja immerhin erwarten dürfen.

Rasiergel muss her, und ein Rasierapparat – so mit Zigfach-Schwingkopf, für besonders gründliche Rasuren. Im Bad wird danach alles für den bevorstehenden Eingriff vorbereitet. Als Erstes nasse ich den relativ kurz geschnittenen Bart mit warmem Wasser, dann wird eingeschäumt. Logo, dass ich viel zu viel Schaum auftrage und für einige Augenblicke dem Klaus Ammann wirklich sehr ähnlich sehe (auf Alexander Tschäppät werde ich noch zu schreiben kommen). Für mich gibt es kein Zurück: Wie einer aus der TV-Werbung setze ich die Klingen an, eindeutig zu entschlossen, wie der rot werdende Schaum Sekunden später unschwer erahnen lässt. Ob ich die Übung abbrechen soll? Chunnt doch nid i Frag! Nadisna werden Handgelenk und Schwingkopf eins. Als ich zum Schluss den mir unbekanntem Herrn im Spiegel betrachte, da sind vier kleine und eine mittelschwere Schnittwunde zu sehen. Mit Alkohol lässt sich aber auch das richten. Jetzt hinaus in die Welt!

«Nicht schlecht ...», kommentiert meine Gattin. Immerhin. Claudia (16) hingegen bricht in schallendes Gelächter aus, Patrick (13) in grosses Erstaunen, er weiss auch nicht, was er davon halten soll. Lüthi's aus Boll, die mit uns einige Tage im Wallis verbringen, geben sich allesamt amüsiert. Die Mutter aller Fragen wird am Montag beantwortet: Wie reagieren Martin, Claudia, Heidi, Lilian, Jacqueline und Andrea, mit denen ich zum Teil bereits jahrzehntelang im Büro zusammenarbeite? Barbara kann ich aus diesem Sextett ausschliessen, denn ihr verrate ich es noch am Sonntagabend per SMS. Wie sie dann als Erste der Genannten ins

Büro kommt, knapp nach sechs Uhr, da übernimmt sie die Version meiner Frau: «Nicht schlecht.» Im Laufe der nächsten zwei Stunden kommt die übrige Sippschaft daher, samt Migros-Aare-Chef Herbert Bolliger, der in unserem kleinen Grossraumbüro ein eigenes Kabäuschen hat. Kein Kommentar, gar nichts, von niemandem, business as usual. Erst als wir allesamt beim Zmittag hocken, da melde ich mich zu Wort: «Was für himmeltraurige Beobachterinnen seid ihr eigentlich?» Verständnisloses Kopfschütteln. Was ist denn mit dem Bo los, spinnt der? «Habt Ihr eigentlich nicht bemerkt, dass ich meinen Bart abgeschnitten habe?» Grosses Staunen, unisono mit dem gleichen Kommentar: «Doch, ja, stimmt! Jetzt, da du es sagst...» Und Lilian setzt das Tüpfchen aufs i: «Ich habe dich heute gar noch nicht richtig angeschaut.» Bravo. Aber diese Reaktion ist typisch, überhaupt niemand merkt es, nicht einmal unser Nachbarhund, Padi, sonst ein Argwöhnischer, mag sich zu einem halbbatzigen Bellen aufraffen.

Eben ja, das mit Alexander Tschäppät wollte ich Ihnen noch schnell erzählen. Es gab doch tatsächlich eine Zeit vor ungefähr 15 Jahren, da wurden wir beide doch regelmässig ... wechselt. Stimmt, Sie haben ja Recht: Geits no? Aber es war halt so, er konnte daran nichts ändern. Und meinem vermeintlichen ehemaligen Zwillingbruder teile ich hiermit umgehend mit, was alle Leute sagen, die mich genauer betrachten: «Das macht dich zehn Jahre jünger!» Ich wage mir gar nicht vorzustellen, was passieren könnte, hätte auch Alexander Tschäppät plötzlich den Wunsch, seinen grau melierten Bart loszuwerden: Womöglich würde ich im Herbst als «Grüessech, Herr Stadtpräsident» angesprochen.

In Sachen New Look wäre ja auch noch der Umstand zu erwähnen, dass ich vor 1½ Jahren dank der Diät von Herrn Lagerfeld 22 Kilo abgenommen habe, in nur zwei Monaten, und dieses Gewicht seither halte. (Nein, das ist keine Midlife Crisis – «die» hatte ich vor drei Jahren.) Will heissen: Jetzt muss definitiv eine neue Garderobe her. Keine billige Sache. Und da kommt mir in den Sinn, dass ich meine Krankenkasse, die KPT, doch um eine Kostengutsprache angehen könnte, total auf die Ernsthaftige, denn schliesslich habe ich auch verschiedentlich als «Risikofaktor» abgenommen. Meine Beraterin, Susanne Montero, gibt sich erheitert, noch gleichentags. Sie freut sich für mich, muss mir allerdings einen Korb geben, was die Garderobe angeht. Aus reinem Gwunder und als praktizierender Realsatiriker checke ich bei anderen Krankenkassen nach. Würden «die» eventuell? Fehlanzeige: Cornelia D'Alonzo von Swica und Giovanna Heggli von Visana erteilen mir tags darauf eine Abfuhr, auf durchaus sympathische Art. Das gilt auch für Regula Häusler von der CSS. Der Konkordia aber, so scheint's, hat's die Sprache verschlagen. Ist ja irgendwie verständlich.



Scheiden tut weh. Autsch!

“ Kürzlich habe ich mich Knall auf Fall von einem langjährigen Weggefährten getrennt, obwohl wir fast drei Jahrzehnte zusammen durch dick und dünn gegangen sind und während dieser Zeit einiges miteinander durchgestanden haben. Wirklich schlimm an unserer Trennung dürfte der Umstand zu werten sein, dass ich ihn gar nicht erst um seine Meinung gefragt habe, er wurde sozusagen vor vollendete Tatsachen gestellt. Keine fünf Minuten nach meinem Entscheid war der Bart nämlich ab. ”

Und auch in diesem Fall kam es, wie so oft im Leben, erstens anders und zweitens als man denkt. Der Verstossene rächte sich nämlich auf seine Weise, hinterlistigerweise, indem er eine Art unheiliger Allianz mit meiner Gesichtshaut einging, die ob der Vorstellung, wie ich mit meinem Vertrauten Schluss gemacht hatte, zünftig errötete. Will heissen: Ging das Nassrasieren in den ersten zwei, drei Wochen nach der abrupten Trennung noch glatt, so begann meine Haut nach einem Monat plötzlich zu rebellieren. Hell- resp. dunkelroter Schaum war während des Rasierens eher die Regel denn die Ausnahme. Und weil ich nun überhaupt keine Lust verspürte, dieses Szenario zur Tradition werden zu lassen, begann ich damit, nach einem elektrischen Rasierapparat Ausschau zu halten. La grande évaluation/évolution à la Beau!

Zwei Markenprodukte, die albens von der TV-Werbung um die Weihnachtszeit

herum kommuniziert werden, wenn die Frauen nicht wissen, was sie ihren Schätzen schenken sollen, sagen mir durchaus etwas: Der «Braun Sixtant» und der «Philishave» von Philips (genau, das ist jener mit den drei drehbaren kleinen Tellerli). Selbstverständlich habe ich, als geneigter und aufmerksamer Werbe-Konsument, mitbekommen, dass inzwischen auch Frauen mit dem «LadyShave» eigene Rasierapparate konstruiert erhalten, ich selber wollte jedoch Teil des starken Geschlechts bleiben, wenn auch ohne äusserliches Symbol der Männlichkeit. Ein erster Rundgang zwischen Staubsaugern, Rasierapparaten, Hochdruckreinigern und Luftbefeuchtern bei meiner Arbeitgeberin bestätigte meine Befürchtungen aufs Schlimmste: Das Angebot an Rasierapparaten ist gigantös, die Möglichkeit eines Fehlkaufs so sicher wie das Amen in der Kirche. Was nun? Probieren geht über Studieren, hat einer mal verkündet, der höchstwahrscheinlich Barträger oder aber Eunuch war, denn elektrische Bartmäher lassen sich nicht ausprobieren, angeblich aus hygienischen Gründen. Und jetzt?

In meiner Not wende ich mich virtuell an alle glatt rasierten Kollegen. «Gentlemen! Ich brauche euren Rat, allerdings nur von denjenigen unter euch, die trocken rasieren, alle anderen können deleten ...» Die Überraschung ist gross, denn die wenigsten Zeitgenossen rasieren elektrisch. Immerhin ist die Phalanx der Philishave-Benützer erdrückend und müsste eigentlich den Startschuss für meinen Gang zu Philips markieren, wäre da nicht der Umstand, dass mich praktisch alle Nassrasierer mit Durchhalteparolen bei der Klinge halten wollen. Der Grundtenor der Botschaft ist eindeutig: «Bo, vergiss

die Elektrorasur, das ist weder Fisch noch Vogel, bleib bei der Nassrasur, deine Haut wird sich schon daran gewöhnen.» Die Frage bleibt allerdings unbeantwortet, ob sich meine Haut dessen auch bewusst ist. Eines jedoch ist gewiss: Es ist rührend, wie meine Kollegen sich meiner resp. meines Problems annehmen. Tipps noch und nöcher.

Gesicht. Den Schaum ganz sanft auftragen, nicht einreiben.», Gillette Mach3 mit Lubrastrip, für das Beste am Mann («Klinge ganz sanft über die Haut ziehen, keinesfalls schaben, keinen Druck ausüben, bei Bedarf nachseifen und zusätzlich gegen die Richtung des Bartwuchses ziehen. Klinge nach fünfmaligem Benutzen wechseln!») sowie Nivea Balm Sensitive



«Das Gesicht zuerst mit kaltem Wasser reinigen, keinesfalls mit lauwarmem. Kein Aftershave! Nivea Balm einziehen lassen! Nach Möglichkeit dem Bart pro Woche einen Tag Pause geben, damit sich die Haut regenerieren kann.» Er schreibt noch etwas davon, dass besonders tapfere Männer sich mit einem Blutstillstift verteidigen, falls ... Und just mit einem solchen Blocker kommt Migros-Aare-Direktions-Mann Beat Zahnd vorbei, derart

Nehmen wir zum Beispiel Beat Grütter, Chef der Liegenschaftenverwaltung der Stadt Bern. Er übermittelt mir eine Checkliste fürs Rasieren, die im Stil an ein Protokoll einer Wohnungsübergabe erinnert, derart detailliert und vor allem überzeugend kommt sie daher. Auf alle Fälle stehen bereits 15 Minuten später – nach meinem umgehenden Einkauf bei PickPay – sämtliche Utensilien, zu denen Beat geraten hat, auf dem Pult: Nivea Rasierschaum Sensitive (Beat im Wortlaut: «Zuerst die Haut mit lauwarmem Wasser gut nassen, während einer Minute wirken lassen. Wenn du Zeit hast und dir einen Luxus leisten willst, legst du während zwei, drei Minuten ein nasses und warmes Handtuch ums

glatt rasiert, dass sein Lächeln auf den Stockzähnen unübersehbar ist: «Bo, hier habe ich etwas für den Fall, dass es doch nicht so ganz klappen sollte ...» Very funny. Donnerwätter, Beat, das ist eine ganz und gar ernste Angelegenheit!

Besagter Kollega Zahnd lässt auch freundlicherweise eine Packung mit rotem Haarfärber (Mousse Coloration, Nr. 67, Chili, mit Glanzverstärker) zurück, «damit du notfalls die Stopeln schön rot einfärben kannst und man das Blut nicht auf Anhieb sieht». Haha, kann der Mann das Kalb machen.

Betroffene und getroffene Hunde bellen ...

“ Ich schreibe nicht bloss Kurzgeschichten für verschiedene Zeitungen, sondern auch Kolumnen für den Berner Bär, eine Gratiszeitung im Grossraum Bern. Und weil ich die Leserinnen und Leser nicht langweilen mag, da haue ich ab und zu deftig in die Tasten, ganz nach dem Motto, «Wer austellt wie ein Weltmeister, der muss auch wie ein solcher einstecken können», wenn ein entsprechendes Echo daherkommt. Weil diese Kritik aber meistens hinter den Kulissen passiert, sei Ihnen heute ein Blick backstage gegönnt. Alles 1:1 passiert. ”

Da gab es doch diesen Match zwischen den D-Junioren des SC Wohlensee (wo auch unser Herr Sohn Patrick mittschutet) und den Teenagern vom BSC Young Boys. Folgende Ausgangslage: YB hatte bislang alle Spiele gewonnen, meistens zweistellig, die Kids des SCW waren Tabellenzweite. Die Situation war also unzweideutig: Eine klare Sache für die Spieler des Grossklubs. Entgegen allen Erwartungen aber gingen «unsere» Buben 2:0 in Führung, worauf die beiden Trainer des BSC YB, standesgemäss im klubeigenen Mercedes angereist, die Fassung verloren und sich am Spielfeldrand verbale Ausrutscher leisteten, die nur noch peinlich waren. Zwar gewann ihre Mannschaft zum Schluss noch 3:2, ihr Pech aber war, dass ich tags darauf eine Kolumne für den Berner Bär zu schreiben hatte, aber nicht wusste, worüber. Nun, nach diesem Match war der Fall klar,

und das unter dem Titel «Zu YB? Nie.», in Anlehnung an eine Bemerkung von Patrick, der meinte, in einem solchen Team mit solchen Betreuern möchte er nie spielen. Einen Tag nach Erscheinen erhielt ich von einem wütenden Zeitgenossen – keine Ahnung, in welcher Beziehung er zu YB steht – per E-Mail schlicht die Drohung, meine Äusserungen zurückzunehmen, weil er mich sonst einklagen und ich auch sonst etwas erleben würde. Solche Attacken motivieren mich immer zusätzlich: Ich habe dem Herrn empfohlen, zuerst seine Hausaufgaben zu machen und erst dann in die Tasten zu hauen, zum Beispiel für einen Leserbrief. Gehört oder gelesen habe ich nie wieder etwas. Parallel zur Kolumne im Berner Bär hat ein am Match anwesender Vater YB auf die offizielle Homepage einen entsprechenden Kommentar zugestellt, mit Hinweis auf den Berner Bär. Noch am gleichen Tag erhielt ich von o.f.f.i.z.i.e.l.l.e.r. YB-Seite die Aufforderung, zusätzliche Angaben zu liefern, was umgehend passierte. Weder besagter Kollege noch ich haben von YB jemals wieder etwas gehört. Die Zustimmung zum Artikel war jedoch total von Leuten, deren Söhne in anderen Klubs spielen, die ebenfalls gegen YB anzutreten haben/hatten. Interessant immerhin, dass einige Wochen später, bei einem Turnier, an welchem auch die D-Junioren von YB teilnahmen, die beiden Trainer wie zwei ausgewechselte Handschuhe waren, echte Vorbilder auf dem Platz. Zumindest also in dieser Beziehung: Bravo!

Ich habe ein völlig gestörtes Verhältnis zu Werbeagenturen. Und immer, wenn ich



so alle paar Jahre mit einer zu tun habe, werden meine dummen Vorurteile bestätigt. Habe ich aus aktuellem Anlass heraus ebenfalls in einer Berner-Bär-Kolumne geschrieben. Wow, das gab vielleicht Stimmung! Völlig über der Sache standen nur Kurt Kes Häberli aus Uetligen, Casalinis aus Bern und «inflagranti» aus Lyss, die auf total humorvolle Art reagierten. «inflagranti» zum Beispiel sandte mir mit einem echt originell abgefassten Brief eine kleine Guttere Clerasil, gegen jene Bibeli, die ich symbolisch jeweils nach einem Kontakt mit Werbern bekomme. Die meisten anderen Werber hingegen fanden mich schlicht und einfach ein na, Sie wissen schon. Toll war dabei die Reaktion eines bekannten Zunftvertreters, als er mir in der Stadt begegnete. Weil «man» sich im kleinen Bern kennt, grüsste ich ihn (ohne süffisantes Lächeln auf den Stockzähnen, ich schwöre es!). Er aber tat, als existiere

ich gar nicht, liess es sich hingegen nicht nehmen, mir beim Vorbeigehen mit dem berndeutschen Ausdruck «Gigu» mitzuteilen, was er von mir hielt. (Für Ausserkantonale: Jenes Körperorgan, das hier in vier Buchstaben beschrieben wird, befindet sich männlicherseits knapp unterhalb der Gürtellinie.)

Dann war die Sache mit Herrn Regierungsrat Annoni, dem ich eine Kolumne als Offenen Brief widmete, weil meiner Ansicht nach das Schulsystem im Kanton Bern in keiner Art und Weise dem realen Arbeitsmarkt angepasst ist. Ganz im Gegenteil, die Schere öffnet sich immer weiter. Besonders schlimm: Alles schaut zu, niemand unternimmt etwas. Aus seinem Departement heraus weiss ich, dass er die besagte Kolumne gelesen

und sich aufgeregt hat – eine Reaktion allerdings erfolgte auf keinem Kanal. Weil meine Kolumne auf tatsächlichen Vorkommnissen an verschiedenen Berner Schulen basierte, liessen sich aber andere verlauten. Von einem Lehrer, dem gewisse Vorkommnisse offenbar nicht ganz unbekannt vorkamen, erhielt ich beispielsweise – nota bene, auf hochoffiziellem Schulpapier! – einen Brief, in dem er mir mit wenig wählerischen Worten mitteilte, von was ich eine Ahnung hätte: Von rein gar nichts. Interessant waren dafür andere Wortmeldungen. Ein befreundeter Gymnasiallehrer hingte gleich ein paar Beispiele aus der Praxis an – unglaublich, was da in Bernerlanden (nicht) abgeht. Ein Bekannter, während Jahren Präsident einer Schulkommission, gratulierte mir überschwänglich für meine Zivilcourage, die Dinge beim Namen zu nennen. Zuerst glaubte ich an einen Scherz, bald aber merkte ich, dass er es wirklich ehrlich meinte. Auf meine Entgegnung, weshalb er und seine Kollegen aus der besagten Schulkommission denn all die Jahre nichts unternommen hätten, zuckte er hilflos die Achseln und meinte bloss resignierend, «je wichtiger ein Anliegen, desto weniger wird es wahrgenommen». Ich will mich ja nicht überschätzen, dennoch sei die Frage erlaubt: Weshalb kann es sich ein Politiker erlauben, auf mehrere Briefe überhaupt nicht zu antworten? Nun ja, Negatives soll man bekanntlich konsequent überhören oder überlesen. Ob dadurch unser Bildungssystem besser wird, Herr Annoni?

Ins gleiche Kapitel gehört die Kolumne zum Thema «Versager. Sie, ich.», in welcher ich aufzeigte, wie meine Generation (mea culpa!) seinerzeit versagt hat, als

erste Anzeichen von Gewalt unter Jugendlichen offensichtlich wurden. Und was haben wir daraus gelernt, was? Erstaunlich wenig, denn auch heute schauen wir tatenlos zu, wie gewisse Entwicklungen nadsina aus dem Ruder laufen und unsere Gesellschaft dafür in zehn, fünfzehn Jahren die Folgen daraus mittragen darf, obwohl heute noch vermeidbar. Der Kommentar eines aktiven stadtbekanntem Politikers zur Kolumne, die an Reaktionen aus der Öffentlichkeit alles sprengte, was ich diesbezüglich jemals erlebte, versteht sich abschliessend: «Wir können daran nichts ändern, das ist parteipolitisch sehr heikel.» Mutter Courage lässt unsere Volksvertreter grüssen.

PS: Sowohl dem BSC YB als auch Herrn Annoni habe ich auch diese Kurzgeschichte, die einige Wochen nach der Kolumne im Berner Bär erschienen ist, zugestellt. Funkstille. Beide erhalten dafür diese Ferienlektüre. Mit persönlicher Widmung.

«Händ Sie öppis us dr Mini-Bar gno?*))

“ Ein Bekannter von mir bleibt mit seiner Familie im Mega-Stau des Winters 2003 stecken, in einem Schneesturm zwischen München und Salzburg. Statt einer Stunde Fahrzeit auf einem bestimmten Streckenschnitt sind deren zehn (10!) angesagt. Gar nichts geht mehr. Und anstatt um 16:00 Uhr im Sprudelbad eines Tiroler Wellnesshotels zu liegen, da kommen unsere vier wackeren Eidgenossen erst nach Mitternacht im Hotel an. Quizfrage: Was erwartet sie dort, was? Ein Riesensbuffet für alle Spätankommer, ungefähr 40 an der Zahl, präsentiert vom Patron persönlich, samt einem Teil seiner Belegschaft, mit entschuldigenden Worten (als ob die Leute für den Stau verantwortlich gemacht werden könnten). DAS ist österreichische Gastfreundschaft. Wir Schweizer sehen das nicht so eng.

”

Hört man sich bei den Verantwortlichen der Schweizer Tourismusbranche um, dann sind sie mannigfaltig, die Gründe, weshalb es zur Zeit in der Schweizer Hotellerie und Gastronomie nicht so ganz nach Businessplan läuft: Der 11. September 2001 ist schuld, SARS, die SWISS-Krise, die Rezession, der überbewertete Franken. Undsoweiterundsofort. Diesen Leuten wäre bloss zu wünschen, sie wären bei der Festlegung ihrer künftigen Strategie ebenso einfallsreich, wenn es um Accueil geht, denn was sich die Schweizer Hotellerie und Gastronomie im Grossen und Ganzen leistet, das ist wenig schmeichelhaft, um es einmal ganz, ganz diplomatisch und vorsichtig

auszudrücken. Hier einige Beispiele, alle aus dem Jahr 2003. Und dabei ist erst noch zu sagen, dass ich kein regelmässiger Gast der Szene bin.

Ein renommiertes Restaurant am Kornhausplatz in Bern. Ein Industrieller aus Wien hat ungefähr 50 Leute zum Znacht eingeladen. Empfangen wird man mit Prosecco, wobei die Gläser aufdringlich nonstop nachgefüllt werden. Zum Entrée folgt ein Antipasto-Teller, der in Bezug auf die Präsentation blanker Hohn ist. Sogar Pädu, unser Herr Sohn (13), in gewissen Sachen an Oberflächlichkeit nicht zu überbieten, hätte die Speisen mit Sicherheit viel schöner serviert. Der Hauptgang ist qualitativ okay, sieht man von der Backgroundmusik ab, die derart laut ist, dass Tischgespräche unmöglich werden. «Am Donnerstagabend ist in Bern Abendverkauf, da haben wir viele Leute im Apéro-Bereich, die das zu schätzen wissen», werden wir belehrt. Auf meine Frage, was für einen Wein genau wir serviert erhalten, kommt vom Kellner sec retour: «Einen Italiener». Die Flasche wird mir schon gar nicht gezeigt. Geschenker Gaul hin oder her: Wie ich mich am nächsten Morgen telefonisch beim Geschäftsleiter beschweren will, da braucht es eine echte Odyssee, bis ich nur schon seine E-Mail-Adresse in Erfahrung bringen kann, denn zuerst sucht man vergeblich im Twixtel nach der Telefonnummer, dann erweist sich jene vom 111 als falsch, und schliesslich zeigt sich des Chefs Sekretärin (nachdem man sich die korrekte Telefonnummer der



SIGEL

Geschäftsstelle von einem anderen Restaurant hat geben lassen!!) unfähig, die richtigen Koordinaten zu nennen. Passt perfekt zum Übrigen. Unter dem Motto «Sorry, dass es Ihnen nicht gefallen hat – kommen Sie doch mal auf ein Bier vorbei!» hofft er später, die Wogen glätten zu können. Fehlanzeige, ich selber werde das Lokal nie mehr buchen. Der 11. September 2001 lässt grüssen.

Im «Berner Bär», der Wochenzeitung in der Agglomeration Berns, stand es zu lesen: In einem Erstklasshotel beim Kursaal zu Bern wollte ein Gast statt des bereits bezahlten und reichhaltigen Frühstückbuffets am Morgen nur eine Tasse Tee, und das bei der Kaffee-Bar in der Nähe der Réception, beim Ansehen (...) zur Begleichung der Rechnung.

Ein Ding der Unmöglichkeit, weil die Kassen untereinander angeblich nicht als autonome Profitcenters kompatibel sind (hat das den Gast zu interessieren?). Erst nach einem unsäglichen Hin und Her um die drei Franken und achtzig Rappen wurde dem Gast das Bezahlen erlassen. Allerdings ... als er später bereits vor dem Hotel stand, wurde er von einer Angestellten «eingeholt», mit der Aufforderung, die Fr. 3.80 nun eben doch zu bezahlen. Schweizer Hotel-Alltag, aus der Sicht eines Gastes. Die Rezession lässt grüssen.

In Vercorin erhalten wir ein Fondue serviert, das jeder Beschreibung spottet. Affrö. Kein «Je m'excuse», rein gar nichts. Aus Töibi bezahlen wir noch vor dem Dessert, gehen dann zu sechst in ein anderes Restaurant. Dort warten wir zehn Minuten, bis das leere Geschirr von unseren Vorgängern abgetischt wird,

anschliessend weitere zehn Minuten, bis wir die Dessertkarten erhalten. Wie nach weiteren zehn Minuten nichts passiert, gehen wir in unsere Ferienwohnung, um uns selber zu verwöhnen. Zwei Tage später, in St.-Luc: In einem Bergrestaurant steht deutlich zu lesen, wo die Picknick-Tische stehen (mit der Spielregel, dass Flüssiges im Restaurant gepostet werden muss). Die Bo-Familie verhält sich genau nach Vorschrift: Mama Bornhauser geht sofort ins Restaurant, um Kaffee und Tee zu posten, Papa Bo wartet mit den Kindern draussen und packt seinen Rucksack aus, aus dem auch eine (inzwischen leere) Thermosflasche hervorgeholt wird. Wie der Wirt die Flasche sieht, da schreit er zum Erstaunen aller Anwesenden quer durch die Landschaft, dass dies nicht gestattet sei, dass ich Flüssiges bei ihm zu kaufen hätte, etcetera. SARS lässt grüssen.

Tüpfchen auf dem i in Bezug auf beispielhafte Schweizer Gastfreundschaft dürfte ein weiteres Intermezzo aus dem Wallis sein (Bericht im «Walliser Bote»): Eine holländische Reisegruppe möchte eine Seilbahn benutzen. Dem Reiseleiter werden Euro und Kreditkarte verweigert (Merke: die Eidgenossenschaft lebt!). Vorgabe: Damit die Gruppe auf den Gipfel darf, muss der Reiseleiter sozusagen als Pfand an der Talstation zurückbleiben. Hurra! Die SWISS-Krise lässt grüssen.

An einem Freitag im Wundersommer 2003, da gehen meine Eltern zum Zmittag in ein Erstklass-Restaurant in Bern, ich hingegen gleichentags mit meinem Göttitöchterli (gäll, Simone!) in ein Strandrestaurant nach Estavayer-le-Lac. Unabhängig voneinander, da müssen wir allesamt 45 Minuten auf das Bestellen des Essens warten, Toll, Party! Ehrlich gesagt, diese Schweizer Gastronomie,

die kann mir, SO, nun echt gestohlen bleiben. Und deshalb halte ich mich in letzter Zeit vermehrt an jene Belehrung, die mir ein Restaurant-Besitzer mit auf den Weg gab, als ich mich über eine echt lausige Bedienung beschwerte: «Bleiben Sie doch zu Hause, wenn es Ihnen nicht passt.»

*Standardspruch am Morgen beim Bezahlen in Schweizer Erstklasshotels. Regt mich ungefähr so auf, wie das peinlich genau Beachten der beiden Strichli auf dem Schnapsglas zum Schluss eines teuren Essens.

Warten auf Zimmermann.

“ Aus der vorhergehenden Kurzgeschichte, in der ich die Fehlleistungen einiger Schweizer Hoteliers und Restaurateure würdige (Seiten 37–39) habe, wissen Sie, dass ich so meine Mühe mit der Argumentation der Zunft habe, der starke Franken, SARS oder der 11. September 2001 seien Ursache für rückläufige Umsätze in der Schweizer Hotellerie und Gastronomie. Blödsinn. Das Manko ist zum grossen Teil hausgemacht. Ich darf noch einen Nachservice präsentieren. ”

In Bern gibt es eine Beiz, die ihre Gäste noch so empfängt, wie deren Eltern und Grosseltern. Nichts hat sich im Interieur verändert, man fühlt sich plötzlich wieder jung und zwäg wie «damals», vor zehn, vor zwanzig, vor dreissig Jahren. Kürzlich waren Roli Röthlisberger (u.a. Manager von Polo Hofer und Verantwortlicher für sämtliche Veranstaltungen auf dem Gurten) und ich ins besagte Lokal eingeladen, das den gleichen Namen wie eine ehemals bekannte Schweizer Sopranistin trägt. Gastgeber war Bruno Zimmermann von der BEKB / BCBE. Rendez-vous um 11:30 Uhr.

Zufälligerweise treffen Roli und ich gleichzeitig ein, fünf Minuten zu früh. Wir betreten das Restaurant, das um diese Zeit sozusagen noch leer ist. Die Tische sind mit einer Ausnahme bereits aufgedeckt. «Guete Tag, es müsste ein Tisch auf den Namen Zimmermann reserviert sein», geben wir uns erwartungsfroh. Nur weiss leider niemand etwas von einer entsprechenden Tischre-

servation. Die Serviceangestellte bescheidet uns, es doch im ersten Stock zu versuchen. Wir also hinauf. Auch dort Fehlanzeige: «Herr Zimmermann ist oft bei uns, jaja, er isst aber immer im Parterre, versuchen Sie es doch dort noch einmal.» Was wir auch tun. Bahnhof, da gibt es offenbar keine Reservation, nur ein langes Gesicht, dass wir beide schon wieder unten stehen. «E schöne Laueri, dä Zimmermann ...», geht es mir *nicht* durch den Kopf. Weil 11:28 Uhr, da schlagen wir der Angestellten vor, dass wir uns husch sitzen dürfen. Unserem Anliegen wird stattgegeben. Logischerweise marschieren wir auf jenen Tisch zu, der nicht gedeckt ist, man hat schliesslich Comment. «Halt! Dort dürfen Sie sich nicht hinsetzen!» halt es durch die leere Stube. «Und weshalb nicht?» – «Das ist der Stammtisch.» Komischer Laden, geht es mir durch den Kopf. Wie auch immer: Roli und ich setzen uns wie befohlen an einen anderen Tisch im hinteren Teil des Restaurants, wo ein Küchenbursche noch am Essen ist. «Fertig Mittag!», bekommt er churzmutz angewiesen – und weg ist er. Knapp eine Minute später erscheint Bruno Zimmermann mit ein paar entschuldigenden Worten für seine Verspätung, die ja gar keine ist. Wir machen uns zum Bestellen parat. Dabei stellt sich heraus, dass im vorderen Teil des Restaurants ein leerer Tisch auf Zimmermann wartet. Henusode.

Insider wissen, dass in dieser Beiz Währschaftes Trumpf ist, seit Jahrzehnten. Ich bestelle beim Kellner – er kann nun wirklich nichts dafür, dass er nicht berndeutscher Muttersprache ist – «Chuttle». – «Chuu was?» – «Kutteln.» – «Wo stehen auf Karte?» Am liebsten hätte ich den Mann gefragt, ob das eigentlich meine



an seine Rippen bekommt. Dann die Schwanzfeder des ganzen Essens: Kollega Zimmermann erhält sein Ochsenschwanzragout. Sekundenbruchteile bevor der Teller vor ihm auf den Tisch gestellt wird, bemerkt der Kellner, dass die Rösti unschön platziert ist und an den Tellerrand kommt. Hakuna matata. Auf die total Unkomplizierte stösst er mit seinem Finger die Rösti

oder seine Speisekarte ist, aber eben, man hat Comment. Nach einigen weiteren Interpretations-Intermezzi sind unsere Wünsche zu Papier gebracht. Als Erstes kommen die Getränke. Plötzlich tätscht und chlöpft es. Der wirklich bedauernswerte Kellner hat die 5-er-Weinflasche auf unseren Tisch knallen lassen. Gläser gehen zu Bruch, der Wein ist überall. Klar, dem Mann ist das peinlich. Ohne grosse Worte beginnt er, neu aufzutischen, von einer Art Chef de Service argwöhnisch beobachtet. Aber das scheint weniger ihr Problem zu sein, denn schliesslich sind ja meine Hosen pflotschnass. Kurz: Keine Entschuldigung, gar nichts, von niemandem.

in die korrekte Position. Zuerst schauen wir drei uns nur fragend an (haben wir richtig gesehen?), dann aber suchen wir das Lokal definitiv nach einer versteckten Kamera von TeleBärn ab. Wer uns drei kennt, kann sich nur schwer vorstellen, dass wir gleichzeitig sprachlos sind – Sie haben also einen monumentalen Moment der Schweizer Geschichte verpasst.

Herr Murphy (Lebensweisheit: «Die besten Sachen im Leben sind entweder verboten oder aber unmoralisch oder sie machen dick.») hätte seine Freude an seiner eigenen Theorie gehabt, dass im Leben so ziemlich alles schief gehen wird, was schief gehen kann, wenn das Malheur erst einmal seinen Lauf genommen hat. So auch heute. Zimmermann, Röthlisberger & Bornhauser erhalten wenig später ihre Hauptgänge, nicht ohne dass der Schreibende beim Servieren seines Tellers – unabsichtlich! – einen kräftigen Schlag des Tellerrands

Glauben Sie es oder auch nicht: Ich könnte Ihnen an dieser Stelle noch vom einen oder anderen «Zwischenfälleli» berichten, während des Mittagessens – vom Kaffee, der uns serviert werden soll, den wir nicht bestellt haben –, aber meine Verlegerin besteht darauf, dass ich den mir zur Verfügung stehenden Platz nicht überschreite. Mynetwäge. Und überhaupt – diese Realsatire richtet sich ausdrücklich nicht gegen den bedauernswerten Kellner, sondern gegen jene, die ihn eigentlich ausbilden sollten. Immerhin ist Trost angesagt: So schnell werde ich in diesem Lokal nichts mehr zu motzen haben.

Suchen Sie einen alten neuen Fiat Cinquecento?

“ Also, es ist so: Ich bin zwar – soweit ich mich jedenfalls erinnern kann – im Februar 1950 in Rom gezeugt worden, die Sprache Dantes allerdings beherrsche ich wenig bis gar nicht. Immerhin: Für ein Bier oder eine Grappa, per favore, reicht's im Ferienland Italien alleweil. Certo. Christian Lüthi wiederum ist in der Schweiz geboren, seine Mutter jedoch Italienerin, und das bedeutet, dass er a), beinahe perfekt Itu spricht und, b), im Piemont und in der Lombardei Verwandte hat. Zusammen mit unseren eigenen beiden Frauen haben Chrigu und ich die Grossfamilien Boatti-Marocco und Anverwandte in Chiaia dei Risi und in Orbassano (Turin) besucht. ”

Seit Monaten schon freue ich mich, Ugo, Cousin des Christian, kennen zu lernen. Und wie es so ist: Man macht sich ja immer so seine Vorstellungen von einem bevorstehenden Ereignis noch unbekannter Natur. Wie der Mann wohl aussehen mag? Und wie wohnt er, in Chiaia dei Risi, einem kleinen Nest in der Lombardei? Ich darf Ihnen etwas verraten: Meine Vorstellungen einer italienischen Grossfamilie – und deren Zusammenhalt – werden beim Besuch regelrecht zementiert. Aber alles schön der Reihe nach. Wie wir in Chiaia dei Risi einfahren, da weiss Christian bereits, wer im ersten Haus rechter Hand wohnt, Giuseppina nämlich (ungefähr 50 Jahre alt). Und besagte Giuseppina steht draussen im Garten, erkennt uns aber nicht, weil mein

Auto hier Premiere feiert. Das Dorf versetzt den Besucher ins Italien der Dreissiger- oder Vierzigerjahre zurück: Alte, an den Wänden von Efeu überwachsene Steinhäuser, die meisten durchaus reparaturbedürftig, grosse gepflegte Gärten, riesige schattenspendende Bäume, ausschliesslich Autos italienischer Herkunft, praktisch alle aus der grossen Manufaktur in Turin, Hunde und Katzen, die im Schatten liegen und die dem fremden Auto gar keine Beachtung schenken mögen. Wer soll sich denn schon hierher verirren?

Im letzten Haus wohnt die Familie von Ugo. Noch habe ich den Motor nicht abgestellt, da kommt auch schon Mercedes (hat heute Geburi, ihren 79sten) daher, eine Schwester von Christians Mutter. Ihrem skeptischen Blick ob dem Ford Mondeo weicht ein Strahlen, wie sie Christian auf dem Beifahrersitz entdeckt. Sofort ruft sie nach Luigina (83). Keine zwei Minuten später, da sitzt unser Berner-Quartett bereits im kühlen Wohnzimmer. Ugo, so wird uns berichtet, sei noch auf seinem Rebberg, werde aber sicher «subito» kommen. Christian übernimmt die Gesprächsführung im Sinne eines grossen Kommunikators und stellt alle allen vor, zweisprachig. Nadisna gesellen sich Laura, Piero, die bereits einmal erwähnte Giuseppina und noch andere Dorfbewohner dazu.

Währenddem Christian mit Piero berichtet, zeigen uns Mercedes und Luigina das Hochzeitsalbum von Nadia. Wie selbstverständlich erzählt man uns, wer mit wem übers Kreuz verwandt ist und wer sich welchen Gesundheitszustandes



Begrüssungzeremonie
vom Freitag in Ghiaia: Monika
und ich werden ebenso herzlich
willkommen geheissen wie Monika
und Christian. Sofort bittet man uns
herein, ... Giuseppe zeigt uns vorher aber
noch seinen bestens gehegten und
gepflegten Gemüse- und Früchte-
garten, wo es ebenso Pfirsichbäume wie
auch Zucchetti oder Trauben gibt. Kein
Wunder, kann Zia erntefrisch kochen. Als
Nächstes steht die Kochkunst von Zia an.
Antipasti aus dem eigenen Garten, ein-
gelegt in Öl und Gewürzen, dann kommt
frische – selbstverständlich hausge-
machte – Pasta auf den Tisch, Salat,
Gemüse und ... Rotwein von Ugo. Und
beim Gespräch über den Besuch bei Mer-
cede, Luigina, Piero, Giuseppina & Co., da
können Monika und ich beinahe mitred-
den ... Wie wir gegen 15:00 Uhr abfah-
ren, da sind wir gesättigt für eine gar
nicht so lange Reise nach Bern. Wie wir
drei Stunden später dort ankommen, da
sind allerdings nicht mehr ganz hoch-
sommerliche 29 Grad zu melden, son-
dern, bei leichtem Nieselregen, bloss
noch deren 14. Und dieser Temperatur-
sturz ist irgendwie symbolisch für den
Unterschied in Sachen Gastfreundschaft
und Herzlichkeit unserer beiden Länder.

erfreut (eine halbe Stunde später staunt
Christian, wie er selber im Fotoalbum
blättert und ich zu berichten weiss, dass
Alberto, der Vater von Nadia, erst kürz-
lich einen Herzinfarkt hatte, aber sich gut
davon erholt hat). Auf einmal ist ER zu
hören, Ugo. Und mit ihm kommen Leben
und Rotwein in die Bude. Cousin und
Cousin fallen sich in die Arme, die unbe-
kannten Svizzeri werden sofort ins Herz
geschlossen. Derweil dann meine Monika
(des Italienischen ebenso unkundig wie
ich) draussen mit Luigina parliert («Si, sì!»),
zeigt mir Piero seine Autowerkstatt, wo
er vor allem uralte Cinquecento restau-
riert und zu absolut neuem Leben
erweckt. Aber auch einen Ferrari, so
erzählt er stolz, hätte er bereits zum
Ausbeulen und Spritzen in seinem
Schuppen gehabt. Wenn der verstorbene
Commendatore das wüsste ...

Nach einem genialen Aufenthalt samt
Znacht in der Albergo dell' Arco in Cis-
sone, da fahren wir am Sonntag in Rich-
tung Norden, zu Zia Piera (75, Schwester
von Mercede und somit auch von Chris-
tians Mutter) nach Orbassano in der Nähe
von Turin. Wie wir dort gegen Mittag
eintreffen, da wiederholt sich das

«Da nudelten die beiden drauflos, bis sie teig waren ...»

“ Wenn Sie glauben, dass nur Sie den Plausch an diesen Kurzgeschichten haben, muss ich Sie enttäuschen. Ich zähle mich auch dazu, finde sie sogar nützlich. Nicht bloss, dass seit zwölf Jahren die Geschichte der Familie Bo für die Nachwelt dokumentiert ist (...), ich kann auch meine Lieblingswitze zu Papier bringen, damit ich sie nicht vergesse ... Hier besuchen wir die eine oder andere Schulstube. ”

Physikstunde an der Uni. Professor in die Runde: «Was ist schneller, Licht oder Schall?» Ein erster Studi: «Der Schall.» – «Um Gottes Willen! Wie kommen Sie denn darauf?» Der Studierende, nicht gerade das, was man gemeinhin als eine Leuchte zu bezeichnen pflegt: «Nun, wenn ich daheim den Fernseher ein-



schalte, kommt zuerst der Ton und erst etwas später das Bild.» Der Professor ist ausser sich, schmeisst den jungen Mann raus. Ein zweiter Student wird gefragt: «Was ist schneller, Licht oder Schall?» Antwort: «Ganz klar doch, das Licht.» Ein sichtlich zufriedener Meister: «Korrekt, bravo! Und wie kommen Sie darauf?» – «Mein Grossvater wohnt über uns und der hat noch so einen uralten Radio, wo zum Beispiel auch noch 'Beromünster' draufsteht. Wenn man nun diesen Radio anstellt, dann leuchtet zuerst ungefähr eine halbe Minute ein grünes Licht, erst dann kommt der Ton.» Unser Lehrer ist ausser sich: «Los, raus, auch Sie!» Der Profax ist dem Nervenzusammenbruch schon recht nahe, also wird der Klassenprimus bemüht: «Was ist schneller, Licht oder Schall?» – «Das Licht, ganz klar.» Der Lehrer beginnt zu hoffen: «Und woran sieht man das?» Unser Trumpf-Ass: «Beim Gewitter sieht man zuerst den Blitz, dann erst kommt der Donner.» Professor (ausser sich vor Freude): «Jaaa! Richtig! Aber warum ist das so?» Studi: «Das ist biologisch erklärbar – weil die Augen weiter vorne sind als die Ohren.»

In den USA. An diesem speziellen Schultag stellt die Klassenlehrerin der Klasse einen neuen Mitschüler vor, Sakiro Suzuki aus Japan. Die Stunde beginnt. Die Klassenlehrerin fragt: «Mal sehen, wer die amerikanische Kulturgeschichte beherrscht; wer hat gesagt: ‚Gebt mir die Freiheit oder den Tod‘?»

Mäuschenstill in der Klasse, nur Suzuki hebt die Hand: «Patrick Henry, 1775 in Philadelphia.»

«Sehr gut, Suzuki. Und wer hat gesagt:

„Der Staat ist das Volk, das Volk darf nicht untergehen?“ Suzuki steht auf: «Abraham Lincoln, 1863 in Washington.»

Die Klassenlehrerin schaut auf ihre Schüler und sagt: «Schämt euch, Suzuki ist Japaner und kennt die amerikanische Geschichte besser als ihr!»

Man hört eine leise Stimme aus dem Hintergrund: «Leckt mich am Arsch, ihr Scheissjapaner!»

«Wer hat das gesagt?», ruft die Lehrerin. Suzuki hebt die Hand und ohne zu warten sagt er: «General McArthur, 1942 in Guadalcanal, und Lee Iacocca, 1982 bei der Hauptversammlung von Chrysler.»

Die Klasse ist superstill, nur von hinten hört man ein «Ich muss gleich kotzen!».

Die Lehrerin schreit: «Wer war das?» Suzuki antwortet: «George Bush senior zum japanischen Premierminister Tanaka während des Mittagessens, Tokio 1991.»

Einer der Schüler steht auf und ruft sauer: «Blas mir einen!» Die Lehrerin aufgebracht: «Jetzt ist Schluss! Wer war das jetzt?» Suzuki ohne mit der Wimper zu zucken: «Bill Clinton zu Monica Lewinsky, 1997 in Washington, Oval Office des Weissen Hauses.»

Ein anderer Schüler steht auf und schreit, «Suzuki ist ein Stück Shit!» Und Suzuki: «Valentino Rossi in Rio beim Grand-Prix-Motorradrennen in Brasilien 2002.»

Die Klasse verfällt in Hysterie, die Lehrerin fällt in Ohnmacht, die Tür geht auf und der Direktor kommt herein: «Shiiiiit, ich habe noch nie so ein Desaster gesehen!» Suzuki: «Philipp Stähelin, Präsident der CVP, nach den ersten Hochrechnungen der Nationalratswahlen 2003 in der Schweiz.»



In der Schule werden Schülerinnen und Schüler während der Deutschstunde aufgefordert, einen Satz mit Teigwaren zu machen. Meldet sich Susi: «Ich habe gerne Ravioli.» Der Lehrer zeigt sich zufrieden, will aber noch ein anderes Beispiel. Sven: «Und ich esse gerne Spaghetti.» Nun gut, ist ja OK, aber der Lehrer möchte doch etwas mehr Fantasie. Meldet sich also Rita: «Bei uns zu Hause, da essen wir regelmässig Trianguli.» Aha. Langsam, aber sicher wird der Pädagoge nervös, da hält Roger die Hand in die Höhe: «Gestern kam der Freund meiner Schwester zu Besuch.» Der Lehrer stutzt. «Und was, bitte schön, hat das mit Teigwaren zu tun?» – «Moment, nur ruhig, unterbrechen Sie mich nicht, ich bin ja noch nicht fertig. Als meine Eltern weg waren und die beiden sich von mir unbeobachtet fühlten, nudelten sie drauflos, bis sie teig waren.»

Vercorin, im Sommer 2003.

“**Bornhausers und Lüthis waren wieder mal im Multipack in den Ferien. Liest sich wie folgt: Zwei Mütter (gleiche Interessen), zwei Väter (ebensolche), zwei Modis, je 16 (Sabrina von Lü's, Claudia aus dem Bo-Clan) und zwei Giele, je 13 (Leandro als Brüetsch von Sabrina, Pädu als unser Herr Sohn). Und obwohl eigentlich gar nichts Aussergewöhnliches passiert ist, verdient der eine oder andere Umstand eine nähere Würdigung, weil er vermutlich guter helvetischer Durchschnitt ist.**”

Einmal, da bestehen zwischen den vier Interessengemeinschaften handfeste Interessenkonflikte. Die Mütter wollen auf Wanderschaft, die Buben mit der Playstation 2 spielen, die jungen Damen (um 14:00 Uhr endlich einigermaßen wach) sind unentschlossen und die Väter möchten es am liebsten easy angehen und gar nichts machen. Umgesetzt wird Folgendes: Die Mütter gehen auf ihren erklärten Spaziergang, befehligen die beiden Söhne mitzukommen (Riesengeschrei zu Beginn bereits einkalkuliert), die Töchter sehen sich eher auf der Joggingstrecke, derweil die beiden Väter ihre Ruhe somit frei Haus geliefert erhalten. Christian und ich also bei schönstem Wetter auf der Dachterrasse. Zur Feier des Nachmittags wird eine feine Flasche Rotwein geöffnet, Australischer, aus dem Hause Siegenthaler (Rüti bei Lyssach). Jajaja, Sie haben sogar Recht: Ehret im Wallis einheimisches Schaffen. Nun denn; die Rache für den Landesverrat folgt sogleich.

Locker aus den Handgelenken von Christian und mir heraus geschossen fliegen kurz danach Pfeile auf die Dartsscheibe. Nach besonders gelungenen Würfeln – Marke «Goldenes Handgelenk» – da gibt es zur Belohnung jeweils einen Schluck Roten. So auch bei mir, nach einem Volltreffer. Noch währenddem ich das Glas an der Lippe halte, merke ich, dass ich etwas im Mund habe, das da nicht hingehört, eindeutig nicht, zumal es sich heftig bewegt. Rässig spucke ich die Wespe aus, die aber – sie war nicht zu sehen – ob dem Ertrinken völlig durchdreht und mich in die Unterlippe sticht. Und noch ein Volltreffer!

In den nächsten zehn Minuten, da witzle ich mit Christian, von wegen stilvollem Ertrinken und so. Die doofen Sprüchli verstummen aber umgehend, als meine Lippe innert Minuten aufgeht wie ein Brotteig. Ich wette, so eine Donnerlippe haben Sie noch nie gesehen, auch nicht nach einem Boxmatch. Das Ding ist derart geschwollen, dass ich die Unterlippe gar nicht mehr in den Mund kriege, um sie zu verstecken. Horror. Im Laufe der nächsten Stunden kommen unsere übrigen Familienmitglieder heim und liegen vor Lachen am Boden. Tolle Familie, tolle Freunde. Chrigu dokumentiert alias Frank N. Stein sogar genüsslich auf Film. So richtig schlimm ist es jedoch «erst» am nächsten Morgen, als ich die wandelnde Lötschental-Larve im Spiegel gar nicht wiedererkenne. Panik. Nach zwei Stunden Eisbeutel-Auflegen bin ich immerhin soweit rekonstruiert, dass ich mich unter die Leute wagen kann, wenngleich auch kleine Kinder ihre Mütter bei der Hand nehmen, wenn ich an ihnen vorbeispaziere ...

Und nun zu unseren joggierenden Ladies – und das nur, damit Eltern von 16-Jährigen schwarz auf weiss bestätigt erhalten, dass es anderorts gleich zu und her geht wie im eigenen Hause. Sabrina und Claudia entscheiden sich also für den 3,3 Kilometer langen Rundkurs rund um den Tour-du-Mont. Für normale Jogger eine einfache Sache: Sporttenü anziehen, Schuhe montieren, Adieu, weg. Nicht so bei unseren beiden Teenies: Da wird Sportkonfektion und anderes probiert, wieder ausgezogen, getauscht, ausgezogen, umgezogen (derweil sind schnelle Jogger bereits wieder zu Hause). Zum Schluss, als das Outfit stimmt – eh ja, mer chönnti unterwägs ja öpperem Interessants begägne ... –, da ist das Styling der Haare gefragt. Offen? Zöpfli? Rossschwanz? Gezöpfelt? Mit Stirnband? Oder macht sich eine schräg getragene Baseballmütze besser? Immerhin: Noch vor dem Eindämmern laufen die Girlies los ...



grossen Ansturm mit Sack und Pack zum Lieblingsplatz zwischen zwei bestimmten Trauerweiden. Kaum sind Badetücher (achtfach), Sonnenschirm (Einzelexemplar), Badetaschen (mehrfach) und Kühltaschen (zweifach) abgestellt, beginnt das grosse Rätselraten. Haben wir strategisch richtig entschieden? Oder ist damit zu rechnen, dass nachfolgende Besucher bessere Plätze ergattern werden und wir in die sprichwörtliche Sonne schauen?

Die vermutlich schönste Badi der Welt befindet sich in Sierre, am Lac de Geronde. Der kleine See liegt eingebettet zwischen Rebbergen, links und rechts sind die mächtigen Bergketten zu sehen, entlang dem See stehen uralte Trauerweiden. Man glaubt sich im Paradies. Nun muss man Folgendes wissen: Gemäss Galileo bewegt sich unsere Erde eben doch, was wiederum zur Folge hat, dass auch der Schatten unter den Trauerweiden wandert. Und Schatten ist gefragt, bei Temperaturen um die 35 Grad, wie sie diesen Sommer die Regel waren. Lü's und Bo's jeweils vor dem

Item: Eine Minute später wird der ganze Karsumpel mit einem rassigen Stellungswechsel verschoben, in weiser Voraussicht, 30 Meter nach rechts, worauf die Diskussion um die Strategie erst richtig

losgeht, mit dem Resultat, dass wir zum Rückzug blasen, zwar nicht 30 Meter, aber öppe 20. Eines ist sicher: Zum Glück gibt es da keine versteckte Kamera; Lü's & Bo's würden für jedes Silvesterprogramm als Lacher des Jahres 2003 reichen.

Einmal, da bin ich auf der Suche nach der Adresse einer Bekannten. Kein Problem, vor dem Haus steht eine Telefonkabine der Swisscom Fixnet mit einem dieser komischen Apparate. Henusode, geben wir uns dem Fortschritt einmal offen, wenn die guten alten Telefonbücher schon nicht mehr vorhanden sind. Ein erster Versuch erweist sich als unmöglich, weil die Sonne ein Lesen des Displays verunmöglicht. Am Mittag also nochmals hin. Als Erstes wählt man die Sprache, in der man mit der Technik konversieren möchte. Dann werden Name, Vorname und Ortschaft verlangt. Oups! Genau das mit dem Dorf, in dem die Kollegin wohnt, kann ich nicht beantworten. Dieses Malheur spielt aber keine Rolle, weil es ihren Namen hierzulande nur in dreifacher Ausführung gibt. Jedes halbwegs aktuelle Twixtel meistert die Sache, nicht so der Swisscom-Apparat. Die Ortschaft muss her, gehaut oder gesticht. Endlich, beim achten (...) Versuch habe ich Erfolg. Hurra! Hurra? Falsch. Um die genaue Adresse/Telefonnummer zu erhalten, müsste ich ein mit «mindestens 50 Rappen geladenes» Spezialkärtchen einschieben. Habe ich aber nicht. Will heissen: Die Swisscom Fixnet hat mich klassisch ausgetrickst. Tumber Thomas. Merci BOcoup.

Airport 03

“ Lang, lang ist's her, da ich auf dem Flughafen Kloten – pardon, heute heisst das Ding bekanntlich Unique Airport – Dienst geschoben, mit eincheckenden Gästen, die ihr Gepäck zu Hause vergessen hatten, nach Lösungsmöglichkeiten gesucht und, einmal in einer extremen Situation, von einem hyperventilierenden Passagier (einen Kopf kleiner als ich) vor versammelter Gesellschaft eine schallende Ohrfeige kassiert habe. Päng, da hesch! Kürzlich, da war ich an einem Ferien(abflugs)samstag wieder einmal an der Stätte meiner früheren Triumphe, um meine Frau daselbst abzuholen. ”

Der Unique Airport gilt zur Zeit als die grösste Baustelle der Schweiz, ähnlich unserer nationalen Fluggesellschaft. Wie auch immer: Fährt man zum Flughafen, so verengt sich die Strasse zum Schluss auf Höhe Glattbrugg auf eine Spur, was unweigerlich zu Staus auf der Autobahn führt, ähnlich wie bei einem Möbelhaus aus Schweden am Tor zum Emmental. Wie auch immer: Früher, da war das Parkieren ganz einfach: Der Terminal A hatte sein gleichnamiges Parkhaus, ebenso der B-Terminal. Heute ist Qual der Wahl angesagt: Parkhaus 1, Parkhaus 2, Parkhaus 3, Parkhaus 4, Parkhaus 5, Parkhaus 6. Was nun? Ich entscheide mich spontan für Parkhaus 1 und stelle Minuten später fest, dass ich es locker geschafft habe, die mathematisch gesehen grösstmögliche Distanz zwischen zwei Punkten zu wählen, nämlich zwischen dem Abstellplatz des Autos beim Terminal A und dem anzu- laufenden Ankunftsportal im Terminal B.

Auf meinem kleinen Ausflug von A nach B bemerke ich mehr zufälligerweise, dass Kunst auch am Unique Airport Beklemmung auslösen kann, weil von ungeahnter Aktualität und Symbolkraft. «Sisyphus», die weltbekannte Eisenplastik von Bernhard Luginbühl, steht nämlich nicht mehr an einer Hochfrequenzlage, sondern plötzlich unauffällig – fast wäre man von «versteckt» zu sprechen geneigt – vor einem unscheinbaren Verwaltungsgebäude; als ob die Last der Zukunft rund um den Flughafen und um unsere nationale Fluggesellschaft der Öffentlichkeit nicht auch noch zusätzlich augenfällig in Erinnerung gerufen werden soll, denkt man daran, dass wir bald einmal keine selbständige nationale Airline mehr haben werden und deshalb parallel zur Eröffnung der Erweiterungsbauten des Unique die Hälfte der Anlagen aus Überkapazitätsgründen gleichsam feierlich geschlossen werden können. Wer weiss, vielleicht findet «Sisyphus» in einer leeren Halle dereinst eine passende Ausstellungsfläche.

Zurück ins Hier und Heute: Auf Höhe Terminal A, da ist eine ganze Horde Pfadis aus der Romandie zu sehen und, vor allem, zu hören. Der Leiter ruft seiner Meute unmissverständlich zu, dass jetzt Disziplin gefragt ist: «Restez ensemble!», bleibt zusammen! Und dann, von den Pfadis abgedreht zu einem Leiterkollegen: «Et maintenant?», und nun? Keine Ahnung weshalb, aber in diesem Augenblick kommt mir das gleichnamige Chanson von Gilbert Bécaud in den Sinn, das mit der Feststellung weitergeht, «que vais-je faire?», was soll ich jetzt machen?



Öppe so fragend schauen die beiden Leiter auch aus ihrer Wäsche, samt farbiger Pfadi-Krawatte (bei 30 Grad).

Vor dem Terminal B dann eine herzerreissende Szene: Ein Paar um die 45 (ich schätze, es sind die Eltern) verabschiedet zwei Teenager, ungefähr 18 und 16 (ich schätze, hier handelt es sich um die Töchter), die vermutlich erstmals allein verreisen und nach Einschätzung ihrer Produzenten wohl nicht checken werden, was ab Check-In genau zu tun ist. Item: Müntschi links, Müntschi rechts, Müntschi links, «Machet nech kener Sorge», einerseits, «Lütet sofort a, wenn dr dört syt. Verschproche?» andererseits. Versprochen. Der Zufall will es, dass ich dann quasi im Gleichschritt mit den beiden jungen Damen in den Windfang trete. «So! Itz sy mer se los, yeah!», ist zu

vernehmen, mit geballter Faust. Party! Ich grinse, schaue die beiden Girls an und schüttele demonstrativ den Kopf, mit einem schmunzelnden «Pfui, pfui, das isch itz aber gar nid nätt.» – «Isch doch wahr, die müesse doch gar nid meine ...», kommt in neckischem Berndeutsch retour.

Die Halle ist voller Abflieger und Begleiter, mal in Gruppen, mal individuell. An den Schaltern stehen sich die Leute die Füße wund, lediglich an den Check-Ins der Turkish Airlines ist tote Hose. Nichts ist, mit «Mit dir nach Izmir». Nun, mich überrascht das nicht, wenn doch selbst der türkische Taxifahrer Ützwurst in Berlin (Standardspruch «Wo du wolle?») ständig seinem Fahrgast Osterwelle erzählt, dass sie beide jetzt nach Memphis fahren werden, wo Elvis «nix tot, immer noch leben!» (Kleines Intermezzo für Insider.)

Weil wir – André, seinerseits Gatte von Judith, Schwester meiner Frau, die ebenfalls zurückerwartet wird, ist mit mir nach Kloten gefahren – eine Stunde zu früh eingetroffen sind, suchen wir das Restaurant «Air Quick» auf, um uns die Zeit bei einem Kaffee zu verkürzen. «Kein Problem, André», bescheide ich ihm, «ich kenne mich hier aus, da vorne neben dem Kiosk ist das Ding, gleich rechter Hand», und schon drücke ich mir die Nase an einer Bauwand platt. Sackgasse.

Aber eigentlich wollten wir ja eh auf die Zuschauerterrasse (wirklich?) und die befindet sich noch immer dort, wo immer, samt Sicherheitskontrollen. Es ist schon ein lustiges Völkchen, das da Dienst tut, seitens der Polizei. Weil offensichtlich ein langweiliger Job («Händ sy no öppis im Sack, wöll's bi Ihne piepst? Sie müend no eimol dürr d'Schleuse ...»), da verkürzt man sich die Wartezeit mit kleinen Einlagen. Beispiel: Vor mir steht einer, ungefähr 40, mit einer Fototasche, und die wird nach Vorschrift durchsucht. Dummerweise hat der Lölü zuoberst ein Sexheftli liegen, vermutlich, um die lichtempfindlichen Apparaturen vor der Sonneneinstrahlung zu schützen. Die Beamtin übersieht das Ding aber nicht diskret, sondern nimmt es aus dem Rucksack und legt es für alle gut sichtbar auf den Korpus, derweil der Käufer ganz leicht errötet. Eh ja, man weiss ja nie, es könnte ja eine Sexbombe enthalten. Sicherheit über alles! Friede, Freude, Eierkuchen! It's showtime, folks!

Auf der Zuschauerterrasse dann der Hammerschlag. Früher (...), da wusste ich über alle Airlines dieser Welt aus dem Effeff Bescheid: SATA, Spantax, Balair, BOAC, PanAm, TWA undsoweiterundsofort. Und selbstverständlich wusste ich zwischen einer Boeing 707 und einer DC-8 zu unterscheiden. Heute aber?

Mayday, nicht mal mehr B-747 stehen unique herum. Immerhin ist mir SWISS ein Begriff. Noch.

Offen, geschlossen, offen, geschlossen ...

“ Im Dezember 2003 hatte ich die zweifelhafte Ehre, mich in Zusammenhang mit dem Trauerspiel, das sich «Sonntagsverkäufe im Kanton Bern» nannte, verschiedentlich am TV zu sehen – in der Hauptausgabe der Tagesschau des Fernsehens DRS einmal sogar vor den Berichterstattungen über die Herren Ghadafi, Bush oder Blair. ”

Mit der chronologischen Aufzählung der Ereignisse rund um den verbotenen Sonntagsverkauf unter anderem im Shoppyländle möchte ich Sie nicht langweilen, deshalb heute einige Aspekte rund um den Knatsch mit den Gewerkschaften, der dazu führte, dass es sozusagen eine lex bernensis gab, eine Rechtsungleichheit im Vergleich zu allen anderen Deutschschweizer Kantonen und einer Rechtsungleichheit selbst im Kanton Bern, da viele Geschäfte den Adventsverkauf durchführen konnten, andere wiederum nicht. Ganz nach Belieben der Gewerkschaften, kostete es, was es wollte. Wie hat es ein ehemaliger US-Präsident einmal formuliert? Wer für solches verantwortlich zeichnet, der ist noch zu ganz anderem Unfug fähig.

Das Vorgehen der Gewerkschaften war nicht bloss willkürlich (gezielt gegen grosse Geschäfte in Einkaufszentren gerichtet), sondern schlicht und ergreifend Pfuscharbeit. Besonders störend daran: Dieser Pfusch wurde vom Verwaltungsgericht auch noch geschützt. Beispiel Carrefour: In einer ersten

Beschwerde wurde es den beiden Carrefours in Bözingen und in Heimberg verboten, am 7. Dezember ihre Tore zu öffnen. In nicht mehr zu überbietender Oberflächlichkeit hatten die Gewerkschaften allerdings vergessen, dass es auch einen Carrefour in Schönbühl gibt. Erst als dieser Laden damit begonnen hatte, am Radio Werbung für den bevorstehenden Sonntagsverkauf zu machen, da bemerkten die Gewerkschaften ihren peinlichen Fehler und erreichten via Gericht die kurzfristige Schliessung des Centers. Ähnlich ging es auch in Lyssach zu und her: IKEA musste am 21. Dezember geschlossen halten, der Mediamarkt und andere Geschäfte hingegen durften der Kundschaft zur Verfügung stehen. Bireweich. (He! Hallo! Wer hat denn da soeben «Bananenrepublik!» gerufen?)

Am meisten beim ganzen Tohuwabohu genervt hat mich die Unverfrorenheit, wie gewisse Vertreter der Gewerkschaften schlicht und einfach Behauptungen aufgestellt und hinausposaunt haben (um es einmal sehr höflich zu formulieren). Zwei Beispiele: Da wurde/wird als Tatsache verkauft, dass eine grosse Umfrage bei 2'000 Mitarbeitenden des Verkaufspersonals ergeben habe, dass «95% keinen Sonntagsverkauf» wünschen. Auch wir haben eine Umfrage im Verkauf gemacht, unter hunderten von Mitarbeitenden. Resultat: Eine solide Mehrheit unserer Verkäuferinnen und Verkäufer ist für den Sonntagsverkauf im Advent, nicht zuletzt wohl wegen des Lohnzuschlags und weiterer Annehmlichkeiten. Eine Berichterstattung von TeleBärn ergab bei verschiedenen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in der



Region ein sehr ähnliches Bild. Interessant im Zusammenhang mit den Sonntagsverkäufen waren übrigens sämtliche Kommentare in den Medien: Sehr viel flacher als die Gewerkschaften kann man nicht rauskommen. Allerdings darf daran gezweifelt werden, ob die Gewerkschaften das zur Kenntnis nehmen werden, Uneinsichtigkeit ist manchmal sehr schwer zu ändern.

Zweites Beispiel: Die Gewerkschaften behaupten immer wieder, der fehlende Umsatz am Sonntag würde sich auf andere Tage verlagern. Ich kann das wissenschaftlich zwar nicht widerlegen, habe aber ein Indiz, dass auch diese Behauptung nicht stimmt: Mittwoch, 10. Dezember 2003, Bundesratswahlen. Die Migros muss – im Vergleich zum Mittwoch des Vorjahres – einen Umsatzeinbruch von 15% hinnehmen, weil alles zu Hause vor dem TV sitzt. Wer nun erwartet hat, dass es dafür am vorangehenden Dienstag, am Donnerstag (doppelte Cumuluspunkte!) oder Freitag/Samstag

geboomt hätte: Irrtum. Diese 15% fehlen im Dezemberumsatz, kein Wenn, kein Aber.

Wenn ich mir überlege, wer im Dezember alles wegen dieser Zwängerei der Gewerkschaften am Arbeitsplatz unproduktiv bleiben musste, dann läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Eines ist sicher: Würde jemand in einer privaten Firma einen derartigen Leerlauf aufziehen und zelebrieren, den Laden gäbe es

nach spätestens zwölf Monaten nicht mehr. Bleibt nämlich folgende Frage zu beantworten: Wem dürfen die betroffenen Zentren die Rechnung für den entgangenen Umsatz senden, wenn sich nachträglich herausstellen sollte, dass die Beschwerde der Gewerkschaften und das Schliessen der Zentren ungerechtfertigt war?

Am Sonntag, 21. Dezember, gaben sich die Tagesschau des Fernsehens DRS und Telebärn die symbolische Shoppyland-Klinke in die Hand. Und auch eine vergeblich angereiste Kundin war da, die einen Termin beim Coiffeur hatte und offensichtlich nicht avisiert wurde, dass ... Ich schätze, die Dame hat am Montag dann mit ihrem Figaro ein verbales «Wäsche, Lege» gemacht.

Wenn ein Velo spurlos verschwindet ...

“ Es gibt Geschichten, die lassen sich selbst bei blühender Fantasie nicht erfinden. ”

Wie unsere Familie an einem Mittwoch aus den Sommerferien in Vercorin/VS zurückkehrt, da trifft Patrick (13) wenig später der Schlag, als er merkt, dass man ihm während unserer Abwesenheit aus der Einstellhalle heraus sein nigelnagelneues Velo geklaut hat. Und tatsächlich: Das Bike steht wirklich nicht mehr an seinem Platz neben Papas Roller. Sofort machen sich Vater und Sohn auf die Suche, durchforsten Einstellhalle und Beunde-Siedlung in Wohlen, wo wir seit 15 Jahren zu Hause sind. Die Suche bleibt ebenso erfolglos wie jene nach dem Bike von Reto, welches vier Wochen zuvor aus der Einstellhalle geklaut wurde. Unnötig zu sagen, dass Pädu traurig ist, schliesslich hat er das Velo erst einige Tage zuvor zu seinem Geburi erhalten. Gopfridstutz, in was für einer Welt leben wir eigentlich?

Patrick braucht sein Velo für den Schulweg, den er am Montag wieder unter die Räder nehmen muss. Am Donnerstagmorgen subito ein Telefon zur Kapo nach Hinterkappelen, um bei Polizistin Monnier einen Termin für eine Diebstahlsanzeige abzumachen. Danach sofort der Anruf an die Versicherung, die sich aber sehr kulant gibt und kein Büro aufmacht (Velodiebstähle gehören mittlerweile offenbar zum normalen Tagesgeschäft). Um 10:00 Uhr fahren Vater und Sohn zum sportXX im Shoppypand,

um Ersatz zu posten. So Ruckzuck geht das jedoch nicht, weil die Übersetzungen perfekt aufeinander abgestimmt gehören, Diverses an «Zusatz» montiert und sozusagen ein «sportXX-Finish» vorgenommen werden müssen. «Herr Bornhauser, am Montag, geht das Ihnen?» Pädu fallen die Mundwinkel runter. «Sehen Sie, es ist eine Art Notfall, geht das nicht ausnahmsweise bis morgen Freitag?» Man bespricht sich mit der Werkstatt. Mit Erfolg. Am Freitagnachmittag können Bo's zuschlagen. Wieder zu Hause, da rät meine Frau, den Vorfall doch publik zu machen, mit Info-Blättern an allen Ausgangstüren der Einstellhalle, was am Abend auch geschieht.

Als ich am Freitagmorgen die Zeitungen aus dem Briefkasten holen will, da stolpere ich beinahe über Patricks Velo. Träume ich, spinne ich? Nein, es ist wirklich das verschwundene Velo. Daneben liegt ein Körbchen mit frischen Gipfeli und Weggli und eine grosse Sonnenblume. Der beigelegte Zettel gibt einen ersten Hinweis: «Alles ist ein grosses Missverständnis! Ich melde mich. Maria Münger.» Müngers wohnen auch in der Beunde-Siedlung und sind ganz, ganz feine Leute, Maria sozial total engagiert. Wie kommt sie denn plötzlich dazu, ein Velo zu klauen? Minuten später treffen Pädu und ich die Untröstliche. Und jetzt folgt eine ganz und gar unglaubliche Story. Halten Sie sich fest.



Am Sonntag zuvor, da sind Müngers bei «Grossmutter Münger» in Hinterkappelen zum Zmittag eingeladen. Ebenfalls mit von der Partie: Zimmermanns aus Wohlen, die etwas oberhalb unserer Siedlung wohnen. Für die Fortsetzung dieser Tragikomödie ist nun Folgendes wichtig zu wissen: Fredu Zimmermann ist der Brüetsch von Maria. Vreni, seine Frau, ist da – und auch die beiden Buben, Marc (13) und Yves (11). Marc, der in der gleichen Mannschaft wie Patrick beim SC Wohlensee tschuttet, und Yves sind mit dem Velo gekommen – easy, weil alles bergab geht. Als man gegen Abend aufbricht, da zeigen die jungen Herren keine grosse Lust mehr, mit ihren Velos nach Hause zu fahren, weil es von Hinterkappelen nach Wohlen bloss bergauf geht. Also kehren Zimmermanns gemeinsam mit dem Auto nach Hause zurück, derweil Vater Münger, mit einem Kastenwagen da, etwas später das Velo von Yves einlädt (Marc lässt seines in Hinterkappelen stehen) und erst einmal zu sich nach Hause in die Einstellhalle nach Wohlen mitnimmt, wo er dann das Velo auslädt. Soweit zu besagtem Sonntag. Bis jetzt – alles für Sie klar? Gut so.

Am Montagmorgen nun will sich Maria Münger nützlich machen und bringt das Velo von Yves ungefragt aus der Einstellhalle zu Zimmermanns rauf. Weil anscheinend niemand zu Hause, stellt sie es in den Bereich neben die Eingangstüre, wo die Velos von Zimmermanns allesamt stehen. Dass Maria fatalerweise ein falsches Velo aus der Einstellhalle mitgenommen haben könnte (nämlich Patricks, das nicht abgeschlossen ist!), daran denkt sie keine Sekunde. Fall erledigt. Zimmermanns hingegen wundern sich im Verlaufe des Tages über das neue Velo, das da wie bestellt und nicht abgeholt rumsteht. «Muesch de dis Velo no zur Maria gho hole, gäll Yves», kommt es

Vreni lediglich in den Sinn. Weil Yves sein Velo aber während der nächsten paar Tage nicht braucht, lässt er die Worte seiner Mutter ungehört verhallen, ganz nach dem Motto «d'Maria bringts de scho ...»

Bei Müngers nehmen der Dienstag, Mittwoch und Donnerstag den gewohnten Gang. Ruedi Münger bemerkt zwar, dass Yves' Velo noch immer in der Einstellhalle rumsteht, er erwähnt es Maria gegenüber jedoch nicht. Bei Buben ist so ein Verhalten schliesslich ja nichts Ungewöhnliches. Zimmermanns hingegen rätseln immer länger über das neue Velo. Die Nachbarn werden befragt, können aber auch nicht weiterhelfen. Wilde Spekulationen werden angestellt. Vater Zimmermann, dem kurz zuvor eine Videokamera geklaut wurde, mutmasst sogar eine Zeit lang an eine Wiedergutmachungsaktion des unbekanntes Täters (statt «Schwerter zu Pflugscharen» aus DDR-Zeiten «Videokameras zu Bikes»). Am Donnerstagabend wird es Fredu zu dumm: «Morgen rufe ich bei der Polizei an, sicher vermisst jemand das Velo!» Etwa zeitgleich dämmt es bei Maria Münger, nachdem auch sie das Info-Blatt bei der Einstellhalle gelesen hat (und sich bei ihrem Mann spontan entsetzt gezeigt hat, «dass schon wieder ein Velo geklaut wurde».) Mit dem bekannten Resultat am Freitagmorgen vor Bo's Haustüre.

Ganz fertig ist die Geschichte noch nicht. Denn am Freitagmorgen, da rufe ich mit trockenem Hals zum sportXX an: «Guete Tag, da isch dr Thomas Bornhauser ...» – «Guete Tag, Herr Bornhauser! Eues Velo isch de scho zwäg!» Mit einem kleinen Präsent lässt sich aber auch dieses Malheur aus der Welt schaffen.

«Vercorin, we have a problem ...»

“ Seit vielen Jahren feiern wir mit **Bollas Silvester in Vercorin. Das war 2003 nicht anders. Das einzige wirklich Neue an der Sache war der Zeitpunkt ihres Eintreffens, bereits um 17:30 Uhr (üblicherweise wird das zum Schluss immer öpfe gegen 20:30 Uhr, weil es schon mal vorkommen kann, dass sie einen Koffer zu Hause vergessen und dann den Lötschberg «Aller-retour-aller» fahren dürfen). Aber eben: Dieses Mal hatte vor allem Isabelle vorgesorgt, Bo's konnten im Wallis getrost den Tisch zum Znacht per 18:00 Uhr decken. Oder etwa doch nicht?** ”

Isabelle – Frau Bolla, wenn Sie so wollen – hatte bereits zwei, drei Tage zuvor mit dem Packen begonnen. Obwohl generalstabsmässig vorgehend, blieb ein Unsicherheitsfaktor bestehen: Manuel (18) konnte sich bis eine halbe Stunde vor Abfahrt nicht entscheiden, ob er Silvester im Wallis oder mit Kollegen im Simmental verbringen mochte (wie sich dann herausstellte, blieb Manuel zu Hause, ausser Bollas hätten ihn dort vergessen). Im Zeitalter der Telekommunikation, da waren wir dank dem SMS-Verkehr zwischen Adrian Bolla und unserem Herrn Sohn, Patrick, immer im Bild, in welchem Vorbereitungsstadium sich in Seftigen das Manöver «Vercorin-Silvester 2003» gerade befand. Alles lief scheinbar plangemäss ab. Vor der Abfahrt – unterwegs nach Kandersteg – war noch ein Grosseinkauf eingeplant, mit grosszügiger Zeitberechnung. Und für die daheim-

gebliebene Katze war auch gesorgt. NASA-Control würde in einem ähnlichen Fall von «T minus 30 minutes» sprechen, «everything under control».

Bei «T minus 25 minutes» fährt Mario – Herr Bolla himself – den Wagen aus der Garage, auf dass er optimal gepackt und Leerraum für den Grosseinkauf sichergestellt werden kann. Hätte Mario eine Checkliste bei sich gehabt, bei «T minus 15 minutes» hätte er auch das abhaken können. Noch bevor der eigentlich Startschuss – das Lift-off – fällt, kommt es zum Drama: Der Wagen macht keinen Wank mehr, lässt sich nicht mehr starten. Mario glaubt sich im falschen Film, sucht nach einer versteckten Kamera (eventuell vermutet er ja sogar mich als Defekthexe, damit ich wieder zu einer Kurzgeschichte komme). Nix Kamera, nix Starten. Mit dem Zeremoniell des 500-Meilen-Rennens in Indianapolis – «Gentlemen, start your engines» – hätte Herr Bolla im Moment so seine Mühe. Liebe Leserin, lieber Leser, man stelle sich die Situation vor: Ein optimal bepacktes Auto, zwei Buben, die es sich darin schon mal bequem machen wollen, und eine Ehefrau, die gerade dabei ist, den Hauschlüssel zu drehen ... «Isabelle, mit em Outo stimmt öppis nid ...» Weil der Pilot keine Lust verspürt, alles wieder auszuladen, nur damit er an die Batterie herankommt, wird das Auto der Nachbarin bemüht, samt Überbrückungskabel. Und siehe da – der Fiat Ulysse* lässt sich problemlos starten. Sobald aber das Kabel abgehängt wird, ist der Wagen ungefähr so manövrierfähig wie seinerzeit Apollo 13. Vercorin, we have a problem. Das alles bekommen wir in einer Kürzestver-

sion via SMS mit – und denken natürlich sofort an einen Scherz.

Für Mario ist klar: Nach fast zehn Jahren verdienstvoller Leistung hat sich die Batterie seiner Karre rechtzeitig zum Jahresende end und gütig entladen und vom aktiven Berufsleben verabschiedet. Party! Derweil der Countdown jetzt offiziell bei "T minus five minutes" unterbrochen wird, fährt Mario mit dem Opel von Nachbarin Ruth Zimmermann zu Carrefour in Heimberg. Dort ist Fehlanzeige, dafür kann der Hobby-Markt nebenan weiterhelfen, im Austausch von 130 Franken. Weil handwerklich begabt, gelingt es Mario, zu Hause die alte Batterie im mehr oder weniger Finsternen aus- und den Ersatz wieder vorschriftsgemäss einzubauen. Mit Erfolg. Der Ulysse tut wieder, wofür er vorgesehen ist – er läuft. Also wird ein zweites Mal gepackt. Verspätung auf die Marschtabelle: Zwei Stunden, womit per SMS geschrieben wird, dass wir die Herdplatten erst einmal wieder abstellen können.

Kaum sind Bollas abgefahren, kommt die grundsätzliche Frage von Isabelle an ihren Gatten: «Hesch d'Schneechettine derby?» Nein, hat er nicht, deshalb das Ganze halt und rechts umkehrt, schliesslich will man sich keine Blösse geben, sollte die Strasse nach Vercorin hinauf schneebedeckt sein, was sie am Vorabend tatsächlich war und Belgier, Zürcher und Holländer zu beobachten waren, wie sie mit den Instruktionen in der Hand bei Scheinwerferlicht – Batterien sei dank! – versuchten, ihren Sommerpneus Ketten aufzuziehen. Zwischenbemerkung des Schreibenden: Sollten sich jene Männer mit einem aufzuziehenden Kondom ebenso ungeschickt anstellen, dann läge deren Liebesleben ziemlich flach. Zurück jetzt aber zum Strassenverkehr. Die weitere

Anreise der Bollas geht problemlos über die Bühne.

Das Znacht um 21:00 Uhr gleicht dann einem Bildungs-Essen. Mario klärt uns in allen Details darüber auf, wie eine Autobatterie zusammengesetzt ist – wenn ich mich korrekt erinnere mit Blei und Akku und Säure und Wasser und so – und dass sie sich im Laufe der Jahre selber entlädt, resp. vom Motor irgendwann nicht mehr genügend Energie aufnehmen kann, um richtig funktionieren zu können. Na ja, jedenfalls so ähnlich.



* Zu Fiats gibt es ja wunderbare Bonmots, etwa «Wie verdopple ich den Wert meines Fiat? Ganz einfach, füllen Sie den Tank.» Oder «Warum haben alle Fiat serienmässig eine Heckscheibenheizung? Damit man im Winter beim Anschieben keine kalten Hände kriegt.» Und «Was steht auf der letzten Seite der Betriebsanleitung eines Fiat? Der Busfahrplan von Turin.»

Bornhauser sucht Bornhauser ...

“ Es gibt sie wirklich noch, die guten Seelen des Alltags. Erhalte ich nämlich vor einigen Wochen den Anruf des mir unbekanntem Martin Rothenbühler aus Rüegsauschachen. Auf dem Estrich einer Tante (?), so weiss er zu erzählen, habe er zwei alte Gästebücher aus einem Chalet «Sunneggli» in Sigriswil gefunden, auf die er sich keinen Reim machen könne. Das «Sunneggli» wiederum, so belegen es die Fotos aus den Fünffzigern, gehörte seinerzeit offensichtlich einer Familie Bornhauser. Weil ihm der Familienname wegen meiner Kurzgeschichten geläufig ist, will er mir die beiden Dinger überlassen, in der Hoffnung, dass zumindest ich damit etwas anfangen und jemandem eine Freude bereiten kann. ”

Wenige Tage nach dem Anruf treffe ich Martin Rothenbühler, der sich, wie telefonisch vermutet, tatsächlich als aufgestellter Zeitgenosse herausstellt. Er übergibt mir die beiden Erinnerungsalben, die sich bei näherer Betrachtung als zwei unterschiedliche Bücher erweisen. Das eine Buch beginnt im Jahr 1940 und berichtet von einer Familie Bornhauser in Muri (BE). Parallel dazu gibt es das Bornhauser-Gästebuch des Chalets «Sunneggli», welches 1950 gebaut wird. Ich kombiniere: Obwohl ein Buch in Muri entsteht und das andere in Sigriswil, gibt es einen direkten Zusammenhang, sind in beiden Werken doch viele Unterschriften beiderorts vorhanden: Tante Greti

etwa oder Schwester Maria Ziegler. Und alle, die sich verewigt haben, berichten von der schönen Zeit, die sie bei Bornhausers verbracht haben, in Muri und/oder in Sigriswil. Weil mir die Eintragungen und die Namen gar nichts sagen, begeben mich auf eine (nicht voraussehbare) Bornhauser-Odyssee ...

Erste Station: Peter Tschanz, Gemeindeschreiber in Sigriswil (Gemeindeschreiber wissen immer alles, was sich in ihrer Gemeinde abspielt, Offizielles und vor allem Inoffizielles). Mit meinen mündlichen Angaben kann Peter Tschanz allerdings nicht viel anfangen. Also löse ich zwei Fotos vom «Sunneggli» aus dem Album heraus und sende sie ihm. Bingo! Auf der besagten Parzelle steht tatsächlich ein Chalet, das heute Hedy und Robert Kauer gehört. Anruf zu Kauer nach Sigriswil. Der Name Bornhauser und «Sunneggli» sagt Hedy K. auf Anhieb nicht viel, jedoch weiss sie davon zu berichten, dass das ursprüngliche Chalet «seinerzeit» abgerissen und neu aufgebaut werden musste, weil es offenbar zu hobbymässig erstellt worden war. Mehr könne mir bestimmt Frau Hartmann sagen, die das Chalet den Kauer verkauft hat. Ich habe sie nicht direkt gefragt, aber ich schätze Frau Hartmann um die 85, so dass ich mich schon gründlich erklären muss, was genau ich weshalb von ihr wissen will (vor allem keine Marktforschung). Es stellt sich heraus, dass die Hartmanns das Chalet vor vielen, vielen Jahren "einem Bornhauser aus Basel" abgekauft haben. Und was mache ich jetzt mit diesen Angaben? Genau, das Twixtel muss her: Bornhauser, Basel. Scheint dort ein regelrechtes Nest zu



wundert sich, weil er innert weniger Minuten zweimal von mir angerufen wird, weil ich seine Nummer nach dem ersten Gespräch auf meinem Notizblatt nicht durchstreiche. Puffbrueder.

Donnerwätter! Mir gibt es der Gring nicht zu, aufzugeben. Plötzlich die Erleuchtung: Weshalb habe ich (Löli) nicht daran gedacht, dass mein Vater sozusagen der Präsident der Bornhauser-Vereinigung ist und regelmässig Treffs

haben, denn mit der Agglomeration Basel zähle ich über 30 mir unbekannte Bornhausers. Wo beginnen?

unserer Sippschaft organisiert? Auch mein Brüetsch weiss sehr viel über unseren Stammbaum ... Am Abend, bevor ich mich entschliesse, meinem Vater die beiden Bücher zur Begutachtung zu schicken, blättere ich nochmals darin rum. Auf einmal fällt mir im einen Buch ein winziger Zettel auf, der auf eine Geburt hinweisen könnte, ist doch eine Kinderwiege zu sehen, mit folgendem Eintrag: Christoph Daniel, 16. Juni 1954. Und im anderen Buch versammelt sich im September 1954 eine Taufgesellschaft auf dem Berner Münsterplatz: Der Täufling («Stöffli-Stöffli») ist laut Fotolegende in den Armen von Schwester Maria Ziegler zu sehen. Blick ins Twixtel: Genau drei Christoph Bornhauser gibt es in Helvetien. Den einen kann ich ausschliessen, meinen Bruder, weil ein Jahr später geboren (aber auch im Berner Münster getauft!). Anruf nach Wattenwil – dort nimmt jedoch niemand den Hörer ab, im Gegensatz zu Bornhausers in Belp. Am Telefon Bornhauser junior (ein Thomas), der sich wundert, dass ihn ein unbekannter Thomas fragt, ob sein Vater zufälligerweise am 16. Juni 1954 geboren wurde. Er bejaht. Einige Tage später wechseln die Bücher ihren Besitzer.

Immer wieder blättere ich in den beiden Büchern, um mögliche Anhaltspunkte für meine Recherche zu finden, denn mir widerstrebt es zutiefst, die beiden liebevoll gestalteten Alben dem Altpapier zuzuführen, das haben sie nicht verdient. Und überhaupt, ein Bornhauser wird doch kein Kapitel der Familien-Saga vernichten. Geits no? Ein «Hansueli» mit wunderschöner Schrift ist da zum Beispiel verewigt, aber auch sein noch vorhandenes Couvert, abgestempelt am 23. August 1950 um 2:30 PM in Toronto, liefert mir auch keine neuen Erkenntnisse, ebenso wenig ein vierblättriges Kleeblatt von Flückiger Paul «und seiner Trude» aus dem Jahr 1951. Auf gut Glück beginne ich mit meiner Bornhauser-Basel-Telefonrunde. Ramona und Mike sind nicht zu Hause (und in ihrer Hypnotherapie mag ich sie nicht stören), Corinna auch nicht. Also beschliesse ich, Vornamen anzuwählen, die auf ein älteres Semester hindeuten könnten: Jakob, Lina, Margrit. Den einen oder die andere Bornhauser habe ich dann tatsächlich am Draht – sogar einen Thomas –, aber sie alle können sich auf das «Sunneggli» keinen Reim machen. Hanspeter wiederum

Wenn einer blutüberströmt im Shoppy rumrennt ...

“ Im Gegensatz zu den Witzseiten, wie sie in dieser Ferienbroschüre auch vorkommen, sind diese Stories hier real. Passiert. ”

Bollas und Bornhausers haben auch Silvester 2003 in Vercorin verbracht (Seiten 56–57). Weil Winter, da ist auch die Natur-eisbahn in Betrieb. Dummerweise hat Adrian (16) seine Schlöf zu Hause vergessen, so dass er sich welche mieten muss. En français. «Ädu, das heisst patins. Als Eselsbrücke kannst du dir Präsident Putin merken.» Was er auch tut. Und nach Putains verlangt.



An besagtem Silvester, da dekorieren wir die Ferienwohnung, unter anderem mit Ballons aus der Migros. Auf der Packung der Party-Ballons steht zu lesen: «Erst-ckungsgefahr beim Schlucken ganzer Ballons oder Stücke davon.» Alles klar.

Bleibt nur noch die Frage offen, weshalb nicht auch vermerkt wird, dass sich die Dinger nicht als Kondome eignen?

Hier etwas Backstage zur Geschichte auf Seiten 52/53: Während des unsäglichen Hickhacks rund um die Sonntagsöff-nungszeiten im Advent hatte ich als Interviewter im Shoppyland mehrmals Gelegenheit, sowohl die TV-Profis unse-res nationalen als auch die Videojourna-listen («Wiitscheii's») unseres regionalen Fernsehens bei ihrer Arbeit zu beobach-ten. Selbst der symbolische Vergleich zwischen Tag und Nacht kommt der Wahrheit nicht nahe genug. Auf der einen Seite die Reporterinnen und Reporter von TeleBärn, die mit ver-gleichsweise günstiger Ausrüstung nach dem Motto «Zeit ist Geld» arbeiten, ihre Kamera rasch montieren, die Fragen bereits intus haben und dann ihren Bei-trag einfangen. Und tschüss. Was am Abend dann jeweils zu sehen war, liess sich auch sehen. Auf der anderen Seite die Profis von SF1. Nie kam eine(r) allein wie bei TeleBärn: Journalist, Tontechniker und Kameramann gehören in Leutschen-bach offenbar zum Standard, «Take your time» ebenfalls, da ist keine Spur von Zeitdruck zu spüren. Man schaut sich um, bespricht sich, macht erste Probe-aufnahmen, wertet sie aus, wartet zu, undsoweiterundsofort. Was TeleBärn innert fünf, zehn Minuten im Kasten hatte, dauerte bei den DRS-Leuten bis zu 1½ Stunden. Auf die Gefahr hin, dass ich mich bei den «Nationalen» jetzt unbeliebt mache: Ein bisschen mehr Zeit- und Per-sonaldruck würde den Leuten schon deshalb nicht schaden, weil sie damit der wirtschaftlichen Realität unserer Zeit ein

grosses Stück näher kämen. Ein qualitativer Abbau scheint mir dabei unwahrscheinlich, aber das Gefühl, dass es «denen» ebenso wie uns im Alltag geht, würde bestimmt helfen, gewisse noch vorhandene Vorurteile in Bezug auf die Konzessionsgelder abzubauen, nicht wahr Ingrid Deltenre?



Eine nette Geschichte spielte sich während unserer Herbstferien in Calpe an der Costa Blanca ab. Wie heute so üblich, ist auch bei Bo's jedes Familienmitglied mit einem eigenen Handy ausgerüstet. Nun war es so, dass bei Pädus (13) SMS-Übertragungen in die Heimat irgendöppis nicht richtig funktionierte. Und bei mir passierte auch Komisches: Einmal merkte ich abends, dass mich tagsüber jemand angerufen hatte, dessen Nummer ich nicht kannte, worauf ich die Nummer gelöscht habe. «Wird schon wieder anrufen, wenn es wichtig ist», dachte ich mir. Und siehe da: Zwei Tage später hatte ich die gleiche Anzeige mit der gleichen Nummer. Also schrieb ich erst einmal ein SMS retour: «Who are

you?» Augenblicke später wurde ich per SMS angepeilt: «Ich bin ein Mädchen aus Bern, das einen Kameraden sucht, der mit seinen Eltern in Spanien ist.» Aha, so so. «Pädu! Kennsch du es Modi, wo d'Natelnummere mit 67 67 ufhört?» wollte ich von Sohnmann wissen. «Ja, das isch d'Marianne!» Worauf ich ganz stolz an das Mädchen retournierte: «Bist du Marianne?» Sekunden später kam die Antwort: «Nein, Therese.» Schön peinlich. (Apropos: die Namen der beiden Meitschi sind hier bewusst abgeändert – ich will ja nicht, dass die beiden, die sich nämlich kennen, noch unseres Juniors wegen in die Haare geraten ...)

Bei meinem Dermatologen, sozusagen dem König aller Schönheitschirurgen, habe ich mir letzten Herbst vier Warzen an Stirne, Kinn und Hals entfernen lassen. Der erste Blick in den Spiegel – noch in der Praxis – war wirklich kein schöner: Ich hätte die perfekte «Tatort»-Leiche abgegeben. Die vier operierten Stellen sahen nämlich aus, als wären sie mit Kaliber 9 mm durchschossen worden, samt dunkler Schmauchspuren rund um die Einschusslöcher. Igitt. Also bat ich meinen Arzt um vier diskrete Pflaster. «Damit fallen Sie aber ebenso auf», meinte er, obwohl es sich um ganz normale Pflaster handelte, keine farbigen mit Donald-Duck-Aufdruck. Wie auch immer, für mich war das die weniger schlimme von zwei schlechten Varianten. Wie ich 15 Minuten später mit meinem Roller aufs Areal des Shopy einfahre, wo sich unsere Büros befinden, da kommt mir in den Sinn, dass es möglicherweise noch ratsam wäre, Ersatzpflaster zu posten; gefühlsmässig klebte jenes über der linken Augenbraue sowieso nicht mehr richtig. Gedacht, getan. Anschlies-



send der Gang in die öffentliche Toilette des Einkaufszentrums, um mich einmal unter Ausschluss des Publikums anzuschauen. Und siehe da: Das Pflaster oben links klebt wirklich nicht comme il faut. Wozu denn hatte ich mir neue gekauft? Ungeschickterweise habe ich dann das zu ersetzende Pflaster wohl nicht sorgfältig

genug entfernt, auf alle Fälle begann die kleine 9-mm-Wunde plötzlich wie wild zu bluten. Mit den gekauften Pflastern und Papiernastüchern war der Sache nicht beizukommen. Interessant übrigens während jenen verhängnisvollen Minuten vor dem Spiegel die Reaktionen jener Männer, die nur mal Wasser lassen mussten: Wie sie zum Händewaschen ans Lavabo kamen und mich in meinem Blut stehen sahen, da musterten sie mich, als ob sie nächstens die Polizei anrufen würden ... Auf einmal war mir klar: Ein Blutstillstift musste her, und zwar subito! Ich also samt Daunenjacke und Helm und (noch) weissem Taschentuch auf die Stirne gedrückt wieder in den MM und dann sofort an die Kasse. «Iiiiiii, Herr Bornhauser, wie sehen Sie denn aus? Soll ich Hilfe holen?» – «Nicht nötig, danke vielmals!» Retour zur Toilette, wo ich

dank Freund Blutstillter nadisna die Sache in den Griff bekomme und zehn Minuten später als einigermaßen normaler Zeitgenosse im Büro einlaufen kann.

Aus einer Geschichte in der Ferienlektüre des vergangenen Sommers – es ging um das Schäumen von Skischuhen – wissen Sie vielleicht noch, dass ich unmittelbar nach meiner KV-Lehre 1969 einige Jahre in Stein am Rhein gelebt und bei der Schuhfabrik Henke & Co. AG gearbeitet habe. Nun müssen Sie wissen: Stein am Rhein war für Teenagers und junge Twens zumindest damals ab Oktober bis Ostern stinklangweilig wie nur irgendetwas. Keine Action, gar nichts. Zum Glück hatten mein damals bester Freund, Herbert Jan Karbe, und ich etwas mit Fotografieren am Hut, so dass wir diese tristen Monate zeitweise mit dem Belichten und Entwickeln unserer Aufnahmen überbrücken konnten. Dazu eignete sich die grosse Einzimmerwohnung unseres Kollegen Fredy Bergamin bestens, obwohl sich Bad/WC ausserhalb des Zimmers auf der Etage befanden. Wie auch immer: Einmal, als Fredy für einige Tage abwesend war, da haben Herbert und ich sozusagen die ganze Nacht hindurch Fotos entwickelt, fixiert, gewässert und getrocknet, bis gegen 04:00 Uhr. Selbstverständlich fand das Wässern jeweils in der gefüllten Badewanne statt. Weil in Stein am Rhein nun jeder jeden kannte, da verbreitete sich das Gerücht am nächsten Tag in Windeseile: «Haben Sie gewusst, dass der Karbe und der Bornhauser schul sind? Doch, doch, die beiden haben die ganze Nacht zusammen in der Badewanne verbracht. Wer hätte das von den beiden vermutet?» Herbert und ich hatten in den folgenden Wochen und Monaten allerhand zu tun, um auf Schadensbegrenzung zu machen ...

Wider die Vergesslichkeit

“ Diese Kurzgeschichte bedarf keiner grossen Einleitung. Es geht einmal mehr um Witze, so wie ich sie liebe und aufschreibe, damit ich sie bei Bedarf nachlesen und erzählen kann (mit meinem Kurzzeitgedächtnis ist es drum so eine Sache ...). Viel Spass! ”



Treffen sich zwei Hunde im Park. «Ich heisse Arno von Schlosshof. Und du, bist du auch adelig?» – «Ja, sicher, ich heisse Runter vom Sofa.»

Im Kindergarten. Ein Bueb hat beim Stiefelanziehen Probleme und so kniet sich seine Kindergärtnerin nieder, um ihm dabei zu helfen. Mit gemeinsamem Stossen, Ziehen und Zerrern gelingt es, zuerst den einen und schliesslich auch noch den zweiten Stiefel anzuziehen. Als der

Kleine sagt: «Die Stiefel sind ja am falschen Fuss!», schluckt die Kindergärtnerin ihren Anflug von Ärger runter und schaut ungläubig auf die Füsse des Kleinen. Aber es ist so: Links und rechts sind tatsächlich vertauscht. Nun ist es für die Kindergärtnerin ebenso mühsam wie beim ersten Mal, die Stiefel wieder abzustreifen. Es gelingt ihr aber, ihre Fassung zu bewahren, während sie die Stiefel tauschen und dann gemeinsam wieder anziehen, ebenfalls wieder unter heftigem Zerrern und Ziehen. Als das Werk vollbracht ist, sagt der Kleine: «Das sind nicht meine Stiefel!» Das verursacht nun bei unserer netten Kindergärtnerin eine neuerliche, nun bereits deutlichere Welle von Ärger. Sie beisst sich heftig auf die Zunge, damit das wüste Wort, das darauf liegt, nicht ihrem Mund entschlüpft. So sagt sie lediglich: «Warum sagst du das erst jetzt?» Ihrem Schicksal ergeben, kniet sie sich nieder und zerrt abermals an den widerspenstigen Stiefeln, bis sie wieder ausgezogen sind. Da wird der Bueb endlich deutlicher: «Das sind nicht meine Stiefel, denn sie gehören meinem Bruder. Aber meine Mutter hat gesagt, ich muss sie heute anziehen, weil es so kalt ist.» In diesem Moment weiss die Lehrerin nicht mehr, ob sie laut schreien oder still weinen soll. Sie nimmt nochmals ihre ganze Selbstbeherrschung zusammen und stösst, schiebt und zerrt die blöden Stiefel wieder an die kleinen Füsse. Endlich fertig. Dann fragt sie den jungen Mann erleichtert: «Okay, und wo sind deine Handschuhe?» Darauf der Kleine: «Ich hab sie vorn in die Stiefel gesteckt.»

Sie: Wenn ich sterben sollte, würdest du wieder heiraten?

Er: Natürlich nicht.

Sie: Warum? Magst du es nicht, verheiratet zu sein?

Er: Natürlich mag ich es!

Sie: Warum würdest du also nicht mehr heiraten?

Er: OK, ich würde wieder heiraten, dir zuliebe.

Sie: (mit einem verletzten Gesichtsausdruck) Du würdest?

Er: (tiefer Seufzer)

Sie: Würdest du mit ihr in unserem Bett schlafen?

Er: (leicht genervt) Wo sollten wir sonst schlafen?

Sie: Würdest du meine Bilder durch ihre ersetzen?

Er: Das scheint mir angemessen.

Sie: Würde sie meinen Golfschläger benutzen dürfen?

Er: Nein, sie ist Linkshänderin.

Ein Audi A4 Quattro fährt an der österreichischen Grenze vor. Der Zollbeamte mustert den Wagen von vorne bis hinten und fordert danach den Fahrer auf, den fünften Passagier rauszustellen. «Wieso denn?», fragt der Fahrer. «Weil da hinten «Quattro» steht», antwortet der Zöllner. «Aber das bezeichnet doch nur den Vierradantrieb, das Fahrzeug ist für fünf Personen zugelassen, sehen Sie hier im Fahrzeugausweis, da steht's!», entgegnet der Fahrer. «Wo «Quattro» drauf steht, gehen auch nur quattro rein, basta, der Fünfte im Wagen steigt aus, aber dalli!», schnauzt der Zöllner zurück. Da wird es dem Fahrer zu bunt: «Sie haben wohl nicht alle Tassen im Schrank, jedenfalls nicht schön der Reihe nach! Ich will auf der Stelle mit Ihrem Vorgesetzten sprechen!» Darauf der Zöllner: «Mein Vorge-



setzter? Geht nicht; der spricht gerade mit den zwei Idioten im Fiat Uno ...»

Und gleich nochmals Beamte und Autos: Kürzlich war einer meiner Bekannten (war er es wirklich?) beim Beck in der Berner Länggasse, bei Glatz (dem sein Bio-Mehrkornbrot sollten Sie mal versuchen – irre teuer, aber das Beste, was die Bäckerswelt zu bieten hat!), während allerhöchstens drei Minuten. Als er wieder von Glatz rauskommt, da steht ein Tschugger vom Polizeiposten vis-à-vis und schreibt gerade einen Bussenzettel, in bekannter Manier. Also geht mein Kollege zu ihm und beginnt zu motzen: «Heiland! Haben Sie nichts Besseres zu tun? Der Wagen steht höchstens seit drei Minuten hier! Haben Sie deswegen extra Ihr warmes Schreibtischplätzli verlassen, he? Neidisch auf den BMW Z4?» Der Gesetzeshüter schreibt seelenruhig weiter, lässt sich nicht beirren, sturer Bock (was er gut hörbar mitgeteilt bekommt!) Im Gegenteil: Es kommt noch dicker: Er schaut sein Gegenüber an, der das ofenfrische Brot unter dem Arm trägt, murmelt etwas von abgefahrenen Pneus und zückt einen zweiten Strafzettel. Blöde Cheib. Zugegeben, das Hyper-

ventilieren meines Kollegen war dann schon ein bisschen too much, in aller Öffentlichkeit, so dass auch das auf der Hutablage halb versteckte Nummernschild plötzlich zum Thema wurde. Dritter Zettel. Nun gut, meinem Kollegen konnte das ja egal sein, als er den Tatort verliess, schliesslich war es gar nicht sein Wagen.

Autos zum Dritten: Am nigelnagelneuen Wagen ist schon zum dritten Mal das Getriebe kaputt. Der Werkstattleiter nimmt den Wagenbesitzer zur Seite und fragt: «Mal ganz unter uns: Wie machen Sie das eigentlich?» Erwidert der mit Unschuldsmiene: «Verstehe ich doch auch nicht! Ich fahre den Wagen ganz normal, im ersten Gang bis 20, im zweiten bis 50, im dritten bis 80, im vierten bis 120, und dann schalte ich auf «R» in den Rallyegang.»

Eine Frau möchte ihren Gatten ins Jenseits befördern. Sie geht zur Apotheke und verlangt Zyankali. Der Apotheker mustert sie streng und meint: «Sie wissen aber schon, dass ich Ihnen das so ohne weiteres nicht geben darf?» Die Dame öffnet ihr Portemonnaie, holt ein Foto ihres Mannes heraus und legt es auf die Theke. Der Apotheker wirft einen Blick darauf und meint: «Entschuldigung, ich wusste nicht, dass Sie ein Rezept dabei haben.»

Selbstverständlich kommen hier auch die Blondinen zum Zug. Ruft also eine söttigi ihren Freund an, den Tränen nahe, weil sie das grosse Puzzle nicht zusammensetzen kann, da alle Teile sehr ähnlich aussehen. Auch ihr Chérie ist ratlos, also versucht er es mit einer Fernbehandlung: «Was steht denn auf der Verpackung?» – «Da steht gross «Kellogg's drauf!»

Der Vater läuft am Zimmer seiner Tochter vorbei. Unbeabsichtigt hört er sie beten: «... und beschütze meine Mutter, meinen Vater, meinen Bruder, meine Grossmutter – adieu Grossvater.» Papa wundert sich, misst der Sache aber keine besondere Bedeutung bei. Am nächsten Tag ist Opa tot. Einige Zeit später wiederholt sich die Szene im Haus der Familie, der Vater ist Zeuge, wiederum unbeabsichtigt. Die Tochter: «... und beschütze meine Mutter, meinen Vater, meinen Bruder – adieu Grossmueti.» Am nächsten Tag ist auch die Grossmutter nicht mehr unter uns. Dem Vater gibt das zu denken. Ob seine Tochter übersinnliche Kräfte besitzt? Wie auch immer, Monate später hört er im Vorbeigehen seine Tochter sagen, «... und beschütze meine Mutter und meinen Bruder – adieu Papa.» Panik. Der Vater schläft keine Sekunde. Am nächsten Tag schleicht er sich ins Büro und schliesst sich dort ein. Erst knapp vor Mitternacht kommt er nach Hause, total geschafft, aber lebendig. Zu seiner Frau: «Mein Gott, hatte ich heute einen grauenhaften Tag!» Seine Frau weiss auch über Fürchterliches zu berichten: «Und ich erst! Am frühen Morgen, da läutet es. Draussen ist der Briefträger, der Sekunden später tot vor unserer Türe zusammenbricht.»

UND NUN ZU DEN
GASTAUTOREN.

WIE IM VORWORT AUF DER ZWEITEN
UMSCHLAGSEITE BESCHRIEBEN...



Vom Zeitverständnis in einem grossen Spital

Von Roger Reinhard, Neuenegg

“ Vor noch nicht allzu langer Zeit hatte ich die grosse Ehre – und natürlich auch das Vergnügen –, mich an einem Freitag zu einer Abklärung ins Insepspital zu Bern einweisen lassen zu müssen. Spitalaufenthalte zählen sowieso nicht zu meinen Favoriten, und wenn es dann noch um irgendwelche schmerzhaften Krankengeschichten geht, ist meine Restsympathie auf einen Schlag weg. ●●

Nichtsdestotrotz: Ins Auto gesessen, um mich von meinen drei Frauen, eine davon ist meine mir anver-/angetraute Ehefrau Daniela, bei den anderen beiden handelt es sich um unsere Töchter, Amélie (>1) und Mélodie (<2), ins Spital führen zu lassen. Pünktlich, auf die Minute genau um 13:15 Uhr, so wie mein Hausarzt den Termin vereinbart hatte, fand ich mich also in dieser wunderbaren Poliklinik der Insel ein. Natürlich wurde ich dort sofort nach allen Regeln der Kunst computer-technisch erfasst, um mich anschliessend in ein nicht gerade stark frequentiertes Wartezimmer setzen zu lassen. Der einzige Mitwarter, es handelte sich um einen Herrn aus Riggisberg, dessen Name ich leider vergessen habe, teilte mir auch gleich mit, dass er lediglich auf seine Frau warte. Ich musste unter einem interessierten Blick und ebensolchen Fragen gestehen, dass ich eben selbst der Patient sei, was scho chly pynlech isch, he ja, man spricht ja nicht jeden Tag über seine inneren Werte in Form einer Leidens- oder Krankengeschichte. Also sass ich da und harrete der Dinge, die da kommen mögen. Rückblickend kann ich sagen, dass die Dinge kamen. Und wie!

Kurz nach meinem Eintreffen kamen und gingen Leute, wie dies vielleicht vom «Treffpunkt» im Bahnhof Bern bekannt ist. Irgendwann um 14:00 Uhr habe ich mit dem Zählen meiner Mitmenschen aufgehört, nach rund 20 neuen Patienten. Sie alle kamen zur Abklärung (versteht sich!) und natürlich (natürlich?) kamen sie alle nach mir ins Wartezimmer, gingen aber vor mir wieder raus. Meine Zeit schien offensichtlich noch nicht gekommen zu sein. Also habe ich damit begonnen, mich durch den Papierhaufen des Wartezimmers zu lesen. So startete ich mit einer erst zwei Wochen alten Berner Zeitung BZ und kämpfte mich danach durch den ganzen BZ-Stapel. Leider, so stellte ich fest, hatte irgendein Missgünstiger etwas dagegen, dass ich mir das komplette Wissen der vergangenen zwei Wochen aneignen konnte: Der Tubel hatte drei Exemplare mitlaufen lassen. Schweinerei! Genau gleich erging es mir mit dem Bund, der Neuen Zürcher Zeitung NZZ und dem Nebelspalter (haben Sie gewusst, dass es den guten alten Nebi noch gibt? Ich war bass erstaunt!): Überall hatte es Informationslücken. Irgendwann einmal, es ging so gegen 16:00 Uhr, habe dann auch ich, normalerweise «Susi Sorglos», angefangen, mir Gedanken über mein weiteres Fortbestehen in diesem wunderbaren Wartezimmer zu machen. Natürlich habe ich begonnen, die Damen und Herren in weissen Kitteln «einfach so» anzusprechen. Nicht, weil ich irgendwelche zwischenmenschlichen Kontakte knüpfen wollte, sondern, weil es mich einfach



wunder zu nehmen begann, wie's denn eigentlich mit mir weitergehen, respektive überhaupt beginnen soll.

Themenwechsel: Stichwort «Numerus clausus» für Schweizer Bürger an Schweizer Universitäten. Während der ganzen Zeit, später übrigens auch, habe ich keinen Assistenzarzt getroffen, mit dem ich mich hätte in Schweizerdeutsch unterhalten können, dafür aber konnte ich mit meinen Sprachkenntnissen glänzen. Wer hätte gedacht, dass ich mich im Inselspital zu Bern in vier Sprachen mit den Assistenzärzten unterhalten muss? Es stellte sich im Verlaufe der Zeit dann aber auch heraus, dass vier Sprachen in Wort und Satz zu beherrschen für die

Insel massiv zu wenig ist, aber item, löhmer das ... Um sage und schreibe 17:15 Uhr kam eine «Frau in Weiss» mit strahlendem Colgate-Lächeln, braun gebrannt und mit unverkennbarem preussischem Akzent ins Wartezimmer und begrüßte mich, den eigenen Feierabend vor Augen, mit den aufgestellten Worten: «Freuen Sie sich, Sie haben die Ehre, unser letzter Patient für heute zu sein!», worauf ich, nicht gerade auf den Mund gefallen, entgegnete: «Aber heute Mittag, müssen Sie wissen, bin ich dann der Erste gewesen!» Keine Regung und kein Kommentar ihrerseits. Sendeschluss. Die «Frau in Weiss» hat sehr schnell festgestellt, dass ich «kein Patient» für diese, ihre Poliklinik sei (dem Tempo ihrer Konklusion nach zu urteilen, hatte sie wohl ein Date «ob»). Also wurde ich unter dem Motto «Ändlech Fyrabel» weitergereicht und kam so in den Genuss einer Fahrt unter dem Inselareal durch. Wenn die «Front»-Beizer in Bern wüssten, dass der Untergrund des Inselareals mindestens doppelt so gross ist wie die Front (u de ersch no gheizt u am Schärme!), würden sie wohl zu einer Protestveranstaltung aufrufen. Echt, so eine Fahrt im Untergrund der Insel ist wirklich imposant! Auf jeden Fall werde ich in Zukunft auf Sightseeings in fremden Ländern verzichten und lieber nochmals auf Entdeckungsreise in den Insel-Untergrund gehen ...

Es war gegen 18:00 Uhr, als ich für diverse neue Untersuchungen im Betten-Hochhaus eintraf. Natürlich waren diese Insel-Mitarbeitenden auf mich nicht gerade gut zu sprechen, hatte ich ihnen doch den Feierabend um mindestens eine Stunden vergeigt – aber ig cha würrklich nüt derfür, d'Poliklinik hett mi eifach la hocke! Kam für mich als Sünder belastend hinzu, dass die Poliklinik (Sie erinnern sich, dort, wo ich mich um 13:15 Uhr eingefunden hatte) nach

den Untersuchungen im Betten-Hochhaus inzwischen geschlossen war. So kam ich nach den diversen Begutachtungen um ungefähr 19:00 Uhr in die ... Notfallaufnahme. Fazit: Eine Abklärung, die sechs Stunden dauert (fünf Stunden Warten, eine Stunde Action) und mangels Alternativen im Notfall endet! Die Explosion der Kosten im Gesundheitswesen war förmlich hörbar. Wie auch immer: In der Notfallaufnahme wusste auch niemand genau Bescheid, was jetzt mit «diesem Patienten» geschehen soll. Allgemeines Achselzucken. Also habe ich mich wieder einmal erkundigt. Wissen ist bekanntlich Macht. Mir wurde mitgeteilt, ich solle einmal so ein Gucci-Nachthemd der Insel anziehen und bis dann (O-Ton des Personals auf dem Notfall) «... werde man schon weitersehen». Erstaunt es Sie, dass ich mir für das Anziehen des Nachthemds sehr, sehr viel Zeit gelassen habe? Eh ja, ich bin halt davon ausgegangen, dass ein militärisch ausgebildeter Schweizerbürger mit drillmässig eingetrichtertem «Tenü-Fetz» bestimmt viel weniger Zeit benötigen würde, um ein Nachthemd anzuziehen als der Assistenzarzt aus dem hohen Norden für seine Diagnose (was sich, im Verlaufe des Abends, auch als richtig herausstellte).

Ich will ja der Medizin nicht undankbar sein, aber es dauerte weitere vier (4!) Stunden, bis sich ein diensthabender Assistenzarzt dazu durchringen konnte, mich auf ein Stationszimmer zu verfrachten, wo ich um 23:15 Uhr auch eintraf. Und das an einem ruhigen Abend, an welchem die Notfallaufnahme – zum Glück! – sich die Zeit mit Jassen hätte vertreiben können ... Das alles passierte übrigens an einem Freitag. Selbstverständlich hatte ich während der ganzen Zeit keine Gelegenheit, meinen drei Frauen zu Hause mitzuteilen, was mit mir los ist und wie es weitergehen

könnte. Sie wissen ja: Handy-Verbot in gewissen Abteilungen des Spitals, weil sonst die Patienten mit Schrittmachern Lambada zu tanzen beginnen. Am Samstag habe ich dann erfahren, dass meine liebe Daniela, so versicherte sie mir jedenfalls glaubhaft, lediglich bis Mitternacht auf meinen Telefonanruf gewartet hat, um mich von den nachmittäglichen Abklärungen in der Poliklinik wieder abzuholen ...

Zurück in die gute Stube: Dort erhielt ich nämlich einige Liter Infusionen und einen Tobsuchtsanfall, denn zu futtern gab es nichts. Der Grund: Bei einer notfallmässigen Einlieferung werde kein Essen gereicht. So ein Schmarren! Dabei bin ich doch auf den eigenen Füüssen einmarschiert, nichts von notfallmässiger Einlieferung. Aber machen Sie das mal den Hierarchisten in einem Spital klar – Anweisung ist Anweisung, Ausnahmen ausgeschlossen, selbst wenn Sie verhungern. Nun, «man» behielt mich noch einige Tage für weitere Untersuchungen im Spital. Diagnose: Sigma-Divertikulitis. Zum Schluss kommt mein Coming-out: Wäre da nicht das Büchlein «C'est la vie!» von Thomas Bornhauser im Wartezimmer der Insel-Poliklinik gelegen (okay, zugegeben, heute liegt es bei uns zu Hause – danke Inselspital!) wäre es wohl definitiv fertig luschtig gewesen. Jetzt, drei Wochen später, habe ich endlich die Gelegenheit, mich beim Autor persönlich für den Witz, das Engagement und das Zynische in jenem Büchlein zu bedanken. Vielen, vielen Dank! Bleibt zu hoffen, dass es nicht das letzte Büchlein in dieser Art gewesen ist.

10 Tage Millionär

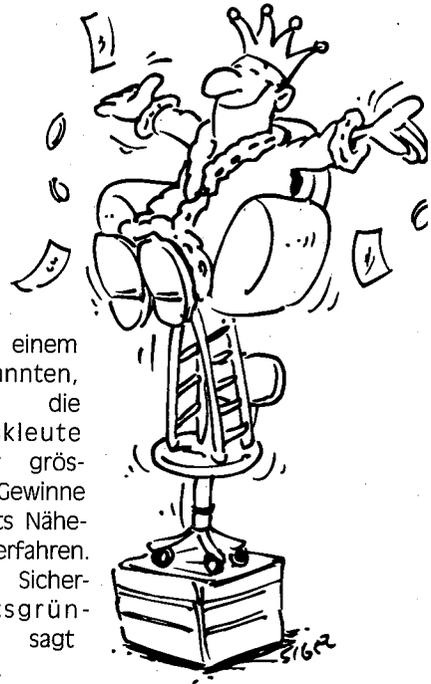
Von Lasse Salonen, Münsingen

“**Nein, keine Angst. Ich habe keine Bank ausgeraubt mit anschliessender Beuterückgabe. Es war auch kein Buchungsfehler der Bank. Das war ganz anders ...**”

Der Tag konnte gar nicht besser beginnen: Die Morgensonne lachte vom Juli-Himmel und alles war, wie es sein sollte. Es war Sonntagmorgen. Ich hatte, wie schon seit Jahren, Lotto gespielt. Das tat ich nicht nur ab und zu, nein, jede Woche. Ich hatte einen Lottozettel für 10 Wochen ausgefüllt, einen Dauerauftrag sozusagen. So vergass ich den Zettel auch dann nicht auszufüllen, wenn der Topf mal richtig voll war. Dafür interessierte es mich eigentlich nicht sonderlich, welche Zahlen gezogen wurden, denn nach Ablauf der Durststrecke brachte ich den Zettel einfach wieder zum Kiosk und liess mich über meinen Erfolg belehren. Dieser besagte Sonntag war aber anders als alle bisherigen. Ich brachte meinen Lottoschein zum Kiosk beim Bahnhof Münsingen und wartete geduldig auf den Text auf dem Lottomaschinendisplay. Waren es sechs Franken, zehn, oder gar fünfzig? Was ich dann aber zu hören bekam, verschlug mir schlicht die Sprache. Das Kioskfrauchen könne mir den Gewinn nicht auszahlen. Ich solle mich an die Lottogesellschaft in Basel wenden. Na sowas! Ich bekam einen vorgedruckten Briefumschlag, ein Merkblatt und meinen Lottoschein wieder zurück. Ich war so überrumpelt, dass ich ganz zu fragen vergass, wie viel es denn sei. Im Nachhinein erfuhr ich

von einem Bekannten, dass die Kioskleute über grössere Gewinne nichts Näheres erfahren. Aus Sicherheitsgründen, sagt man.

Von nun an war mein Lottozettel gleich bares Geld. Viel Geld, vermutlich. Als ich zu meinem Auto zurücklief, hielt ich den Zettel – ganz im Gegensatz zu vorher – mit beiden Händen. Auffälliger geht's wohl nicht. Dort angekommen, fühlte ich mich sofort viel sicherer als auf freier Wildbahn. So quasi in meinen eigenen vier Wänden. Bevor ich wegfuhr, sah ich noch eine Bekannte vom Bahnhof kommen. Eine sehr hübsche Bekannte. Ich winkte ihr freundlich zu und sie zurück – aber nicht mir, weil sie mich in meinem Auto gar nicht gesehen hatte. Dafür einen anderen. Eine Gruppe herumstehender Tamilen konnte ihr Lachen nicht mehr bremsen, als sie sahen, was mir gerade passierte. Winkt doch da so einer, über fünfzig, einer Fünfundzwanzigjährigen zu, die sich für den Altmeister überhaupt nicht interessiert. Schämen sollen sie sich, die Alten! Dabei kannte ich die junge Frau. Ganz ehrlich.



Na ja. Wenn man schon so viel Geld (in Aussicht) hat, war die Lachnummer ja nicht weiter schlimm. Jetzt begann für mich aber der Leidensweg ohne Ende. Ich wusste ja immer noch nicht, wie viel ich gewonnen hatte. Montagmorgen. Ich blieb hart. Ich rief die Lottogesellschaft nicht an. Ich packte meinen Lottozettel in das Couvert, brachte es zur Post und sandte es, selbstverständlich eingeschrieben, nach vorherigem Fotokopieren (Buchhalter halt) nach Basel. Tage vergingen. Die Spannung stieg nicht, sie war schon hoch. Unsere beiden Kinder wussten davon noch nichts. Schliesslich sollte es eine Überraschung werden, dass sie vielleicht eine Anzahlung für ein Eigenheim oder so von mir bekommen sollten. Nur meiner Frau konnte ich dies nicht verheimlichen. Sie kannte mich sowieso besser als ich mich selbst. In dieser Disziplin übertrifft sie sogar meine Mutter. Und überhaupt, versuchen Sie doch mal, eine Million waschechte Schweizer Franken von Ihrem eigenen Ehepartner zu verheimlichen! Na, sehen Sie.

Eine Eigentumswohnung haben wir ja schon. Eine Ferienwohnung in den Bergen auch. Was uns aber noch fehlen würde, wäre ein Häuschen auf Mallorca. Natürlich nicht bei den Ballermännern, nein, ganz weit davon im Norden Mallorcas, wo man seinen Reichtum in Ruhe geniessen kann. Oder wie wär's mit einer Villa in Florida? Schliesslich überwintert mein Bruder dort jedes Jahr vom Oktober bis April. Auch Finnland, meine frühere Heimat, wäre für eine Investition geeignet. Ich beherrsche sogar die unmögliche Landessprache und könnte mich im tiefsten finnischen Wald mit jedem unterhalten. Das kann nicht jeder. Inmitten dieser Träume stoppte mich meine liebste Ursula mit den härtesten Worten, die man in dieser Situation nur

hören konnte: «Solltest du nicht zuerst warten und sehen, wie viel du überhaupt gewonnen hast?» Mann, war das hart. Ich war doch ein Millionär. Jedenfalls noch bis hierher. Theoretisch.

Zehn lange Tage dauerte es, bis die Lottogesellschaft mir den blauen Brief sandte. Ja, der Brief ist tatsächlich blau, auch wenn er nichts mit meiner Anstellung in der Firma zu tun hat. Nicht einmal eingeschrieben kam er. Wie kann man nur so wichtige Briefe mit normaler Post senden. Ich öffnete den blauen Brief zuletzt. Zuerst das Tagesgeschäft, danach das Vergnügen. Ganz langsam zog ich die frohe Botschaft aus dem Umschlag. Und? Russische Bücher würden genau hier aufhören. Oder dann, wenn von den Darstellern niemand mehr am Leben ist. Für uns ging das Leben aber weiter. Der Gewinn war schon einer, nur nicht so gross, wie ich gedacht hatte. Florida lag halt nicht mehr drin. Nicht einmal eine Hütte in Finnland. Tausend Franken sollte ich gewonnen haben, mit vier richtigen Jokerzahlen. Zur Auszahlung kamen dann sechshundertfünfzig Fränkli. Die Verrechnungssteuer könne ich mit meiner Steuererklärung zurückfordern, hiess es in dem blauen Brief.

Das Leben ist aber immer noch schön. Und die tuusig Schtei sind auch nid nüt. Nach Mallorca oder Florida können wir auch so, ganz ohne Lottogewinn. Nach Finnland sowieso. Als Buchhalter könnte ich während der Steuererklärungen ohnehin nicht in Florida überwintern. Unsere beiden Kinder sind happy auch ohne einen grösseren Lottogewinn. Mittlerweile haben auch sie von meinem Lottoglück erfahren. Aber es hätte doch auch anders kommen können ...

Chinesisches Feuerwerk in Uzès

Von Manuel Bolla, Seftigen

“ **Vorbemerkung Bo: Wissen Sie, woran ich auch gemerkt habe, dass ich älter werde? An der Tatsache, dass Kinder, über deren Abenteuer ich die vergangenen dreizehn Jahre berichtet habe, plötzlich selber damit beginnen, erlebte Episödchen zu schreiben. Wie zum Beispiel Manuel Bolla (18), der mir vor kurzem diese Story zukommen liess, die ich Ihnen 1:1 wiedergebe. Viel Spass!**



Es ist ja wirklich keine besonders originelle Idee – ich fand sie sogar ausgesprochen blöd –, in Frankreich Chinesisch zu essen. Nicht nur, weil man in Frankreich Französisch isst. Es gibt auch andere Gründe, die dagegen sprechen, wie Sie gleich feststellen werden.

«Nei, nid scho wider! Itz hei mer scho mau Büffu gha!», hiess es, als wir Mitte Juli in Uzès (Südfrankreich) gegen 21:00 Uhr verzweifelt nach einem Restaurant zum Nachtessen suchten. Auf Pizza hatten wir auch keine Lust, daher entschieden wir uns für ein Restaurant mit chinesischer Küche. Ein junger Mann mit typisch chinesischem Aussehen nahm unsere Bestellung auf. Dreimal Menü à 15 Euro (Vater, Mutter, ich), zweimal Menue enfant für Ädu und Beni. Auf einmal tauchte jemand im Lokal auf, der Gegenstände auf die Tische verteilte, verbunden mit der Bitte, ihm dafür etwas zu geben. Nun gab es jemanden an einem anderen Tisch, der den Gegenstand auf dem Tischtuch etwas näher

untersuchen wollte: Er hielt das Ding an sein Ohr und drückte auf einen kleinen Knopf, vermutlich in Erwartung darauf, dass eine Melodie erklingen würde. Beim Gegenstand handelte es sich aber nicht um ein kleines Musikdöschen, sondern um ein Sturmfeuerzeug, und das ist mit einem kleinen Schweißbrenner zu vergleichen, hat also eine sehr heisse Flamme. Unser Held sass sichtlich geschockt da, mit angesengtem Haaransatz, worauf er das jetzt identifizierte Feuerzeug, das ihn so brennend interessierte, auf den Tisch zurücklegte.

Und da war dieser junge Franzose (kein Chineser!), der unser Essen brachte. Das heisst, er brachte es eben nicht. Dreimal musste ich bei ihm nachfragen, bis ich es erhielt und auch meinen Anteil am Tischwein, der im Menüpreis inbegriffen ist. Ich war ihm wohl unsympathisch oder so. Im gegenüberliegenden Restaurant stand übrigens eine grosse Tafel, welche zwei- oder dreimal mit Getöse umfiel. Einmal erschlug sie fast ein Kleinkind, das dann noch lange weinte.

Kurz vor dem Dessert fand dann noch das inoffizielle Feuerwerk statt. Das hätten wir wohl nicht einmal bemerkt, wenn da nicht mein Vater «gmüetsmoo-reseeleruhig» meinte: «Du, dört brönnst es Tischtuech.» Meine Mutter, schon längst aufgestanden, pustete wie eine Verrückte, so dass sich das Feuer fast auf das ganze Tischtuch ausbreitete. Ich stiess dazu und wollte irgendwie und unbedingt die Kerze, welche Ursache des Brandes war, entfernen. Und zwar, um zu verhindern, dass es Scherben oder eine grosse Stichflamme gibt (das passiert,



wenn man kaltes Wasser über gewisse Kerzen giesst – Zimmerdecken werden dabei, Erfahrung eines Bekannten von mir, ziemlich schwarz). Auf genau diese Idee kam jemand von einem anderen Tisch und er schüttete Mineralwasser darüber, was das Feuer aber noch immer nicht löschte. Meine Mutter meinte nur, *ça fume*. Das ginge ja noch, aber *ça brûle*. Wir deckten das Feuer mit dem restlichen Tischtuch zu und erstickten es so.

Nun tauchte auch der Franzose wieder auf, welcher inzwischen schon x-mal auf die Uhr geschaut hatte (die haben 35-Stunden-Woche) und fragte, ob es denn wirklich die Kerze gewesen sei, die das

Feuer verursacht habe (nein, natürlich nicht, wir haben absichtlich Feuer gelegt, aber es niemanden gesagt...). Unser Dessert wurde dann auch flambiert, allerdings absichtlich. Der Franzose wurde immer nervöser, denn sein Kollege wartete schon lange auf ihn. Er zerschlug noch etliches Geschirr, bevor wir das Restaurant verließen. Übrigens: Als wir vor unserem Abgang noch auf die Toilette wollten, wagte es doch jemand vom Personal zu fragen, ob wir hier gegessen hätten, das WC sei nämlich nur für Gäste. Die Antwort meiner Mutter: «Ja, zweieinhalb Stunden lang.»

Liebe in Zeiten des «Send»-Buttons

von Linus Reichlin, Zürich

“ Es gibt Geschichten, die muss man einfach weitererzählen, man kann nicht anders, es ist wie der Zwang, Alkohol zu trinken oder auf Friedhöfen zu bumsen. Eine solche Geschichte tourt derzeit durch sämtliche Redaktionen des Landes, denn erstens ist sie wahr und zweitens kommt alles darin vor, was Journalisten interessiert, nämlich a) das Unglück von Kollegen, b) Sex und c) das Unglück von Kollegen. ”

Also: P., ein angesehener Journalist wird zum Mitglied der Chefredaktion einer bedeutenden Schweizer Zeitung ernannt. Bei dieser Zeitung arbeitet auch K., eine schöne Reporterin, und wie das

so ist: Man sagt hallo, man fragt wann und wo, probiert Stellungen aus, und plötzlich ist man bis zum Haaransatz verliebt – heimlich natürlich, denn P. ist verheiratet, weder Frau noch Redaktion dürfen etwas erfahren, ist ja klar.

Das alles wäre nicht weiter berichtenswert, wenn P. in seinem Büro nicht einen verdammt Computer gehabt hätte. Eines Tages setzt er sich an diesen, aber anstatt ein zünftiges Editorial zu schreiben, streichelt er zärtlich die Tasten, bis auf dem Bildschirm ein E-Mail der Liebe glüht, adressiert an K., die zwei Büros weiter schon schmachtet. Dieses E-Mail spricht von aufgewühlter Leidenschaft, «Zuckermöschchen», «wenn du



stöhnst, wenn du schreist», «Lass mich dein Scharping sein» und solche Sachen. Dieses interne Mail schickt P. nun mit einem Seufzer auf die Reise zu K.s Computer, danach sprayt er sich ein bisschen Trockenshampoo ins Haar, denn arbeiten kann er jetzt nicht.

Als die Glocke Mittag schlägt, begibt P. sich in die Kantine, obwohl er liebesbedingt wenig Appetit hat, ein Salätchen will er essen. Beim Anstehen am Buffet räuspert sich jemand, es ist Hans vom Ressort Inland. «Du», sagt er zu P., «ich habe da ein ... E-Mail bekommen ...» «Schön», sagt P., «ganz ausgezeichnet», und vielleicht denkt er: «Jeder Mensch sollte E-Mails bekommen» – jedenfalls interessiert

es ihn überhaupt nicht, er denkt an K.s Wimpern. Er trägt sein Salätchen in den Essraum, in dem es still wird. P. stellt mit Genugtuung fest, dass alle Blicke auf ihn, das neue Mitglied der Chefredaktion, gerichtet sind. Er setzt sich, isst ein Blättchen, entdeckt an einem anderen Tisch K., die mit leutsam rotem Kopf an einem Cordon bleu arbeitet, und plötzlich glaubt er im allgemeinen Stimmengewirr das Wort «Zuckermöschchen» zu hören. «E-Mail an alle!», schiesst es ihm durch den Kopf, fast sagt er es laut: «Das Mail, ich Idiot hab's an die ganze Redaktion geschickt!» Was er nicht weiss: Er hat es sogar ans ganze Verlagshaus geschickt, an den Portier, den technischen Support, die Küchenmannschaft. «Und an den Chef!», schreit P. innerlich, aber dann fasst er Hoffnung: Der Chef ist in London. Also schleicht sich P. ins Büro des Chefs,

löscht das «Mein Samen gehört dir»-Mail aus dessen Mailbox und denkt, dass er noch einmal Schwein gehabt hat. Aber bei seiner Rückkehr hört der Chef natürlich als Erstes: «Lesen Sie mal P.s Mail! Köstlich!», und sofort öffnet er neugierig seine Mailbox ...

Lieber Kollege P., lass mich zum Schluss sagen: Du bist zwar entlassen worden, aber deine Geschichte wird weiterleben!



...verdirbt den Charakter!

Von Hans Häusler, Wohlen

“ Seit ich vor 56 Jahren erkennen musste, dass das Weiterkommen im Leben irgendwie mit Geld zusammenhängt, hat mich der Umgang mit selbigem immer verunsichert. Hätte ich's dringend gebraucht, war's nicht oder nur in unzureichendem Ausmass vorhanden. Hatte ich ein Sümmchen beisammen, kam Vater Staat und kassierte. So bewegte sich mein Leben geldmässig immer in einem wirren Auf und Ab. Der schnöde Mammon machte mich zum Spielball seiner unseligen Dominanz. ”

Und heute? Schau ich nach links und nach rechts, ist unschwer festzustellen, dass auch andere hin und wieder Mühe mit Münz und Noten bekunden. Wobei die Frage der Optik und des Handlings unterschiedlicher nicht sein könnte. So ist es natürlich nicht dasselbe, mit bebendem Schliessmuskel nach einem Toiletten-Fünfziger zu fahnden, oder aber mit erfolgsgewohnter Gelassenheit ein paar Aktienpakete umzuparkieren. Sicher ist: Bei beidem geht's in die Hosen, wenn's nicht klappt.

Ebenso unterschiedlich sind Optik und Wahrnehmung auch auf anderer Ebene: Kann beispielsweise eine junge Familie ihren monatlichen Verpflichtungen einer teuren Zahnbehandlung wegen nicht pünktlich nachkommen, gerät sie gnadenlos unter Druck. Setzt aber ein Unternehmen durch risikoreiche Geschäftspraktiken Millionen in den Sand, wird dies in heutiger Zeit als undramatischer Aus-

rutscher im globalen Wettbewerb zur Kenntnis genommen – unter Druck geraten höchstens die Aktien.

Ich weiss, man darf nicht alles über denselben Leisten schlagen. Aber der Faktor «Geld» hat halt schon vieles verdorben und versaut. Insbesondere den Charakter. Diesbezüglich besteht für mich keine Gefahr – das wenige «Münz» auf meinem Konto bringt mich nicht in Versuchung.

Übrigens: Mein Göttibub schenkt seiner Gattin zum zwanzigsten Hochzeitstag eine Weltreise. Auf Pump – wie er mir gestanden hat... aha! Spenden sind willkommen.



Belp – Berlin – Belp mit Umwegen

von Mario Bolla, Seftigen

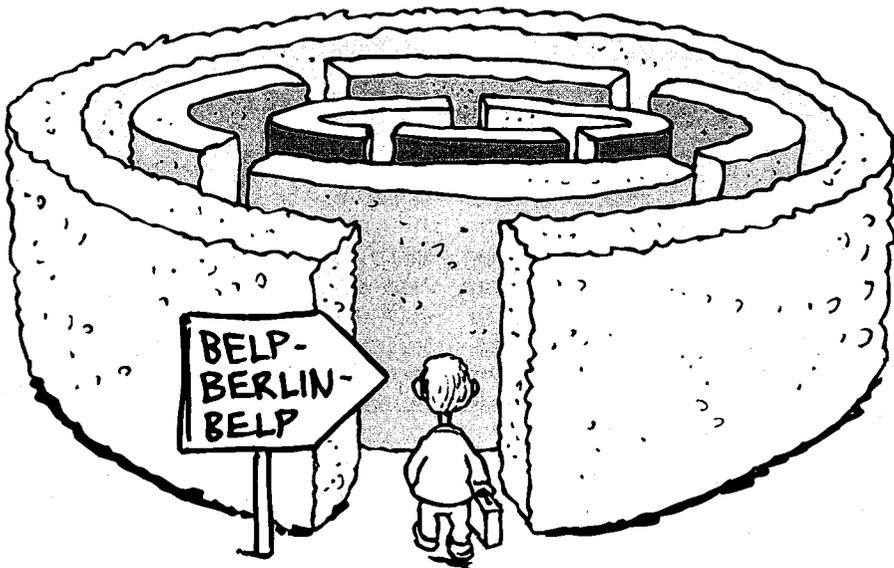
“ Freude herrscht, als Neuabonnent des «Thuner Tagblatts» erhalte ich eine Flugreise mit der neuen Airline von Belp nach Berlin und zurück geschenkt. Nun, geschenkt ist genau genommen nicht ganz korrekt, zu bezahlen ist nämlich noch die Flughafen- und die Landetaxe, macht total 90 Franken. Trotzdem, so günstig komme ich nie mehr nach Berlin, und da ich ein sparsamer Kleinunternehmer bin, nütze ich die Möglichkeit, drei interessante Firmen in Berlin zu besuchen und am gleichen Abend wieder zu Hause zu sein. ”

Also, Flug gebucht für Donnerstag, 16. Oktober. Besuche vereinbart. Nein, das alles wäre dann doch zu einfach: Nach etwa drei Wochen wird mir mitgeteilt, dass die Donnerstagsflüge wegen schlechter Auslastung gestrichen wurden. Also, umbuchen auf einen Freitag und mit viel Glück die Meetings auf Freitag verschieben, obschon in Deutschland am Freitagnachmittag kaum jemand arbeitet ... Schliesslich sitze ich an besagtem Freitag im November früh am Morgen im Flieger und genieße das Privileg, fünfzehn Autominuten von zu Hause und fünf Fussminuten vom Parkplatz ohne viele Formalitäten in die weite Welt entfliegen zu können. Die Firmenbesuche sind interessant, aber von der Stadt sehe ich bis auf das Brandenburger Tor gar nichts.

Vor dem Rückflug gibt's beim Einchecken und der Sicherheitskontrolle die erste Überraschung: Dem Piepsen nach zu urteilen muss irgendwo in meinem Gepäck ein Messer sein. Wie bitte? In

Belp wollen sie nichts Derartiges bemerkt haben? Und als Schweizer werde ich mir in Berlin wohl kaum ein Sackmesser kaufen und in die Schweiz einführen, nicht wahr? Zum Schluss finden wir aber doch ein Messerli (Klingenlänge höchstens drei Zentimeter), und zwar in einem Credit-Card-Taschenmesser, in einem Werbegeschenk integriert, welches ich für alle Fälle in meiner Besprechungsmappe «versteckt» hatte, mich aber nicht mehr daran erinnern mochte. Wie auch immer: Das Messer – nicht der berühmte Koffer – musste in Berlin bleiben. Den Rest, unter anderem eine Schere, welche mindestens gleich «gefährlich» ist, darf ich behalten. Soll noch einer drauskommen.

Der nächste nicht erwartete Programmpunkt folgt umgehend. Der Flughafenbus fährt zwar zu unserem Flugzeug, bringt uns aber gleich wieder zurück zur Abfertigung. Erst wird uns mitgeteilt, dass der Flug wegen technischer Probleme verschoben wurde. Dreissig Minuten später wird der Flug annulliert. Aus, Schluss. Wichtiger Hinweis der Hostess: «Sie wissen ja sicher alle, dass Sie selber eine Übernachtungsmöglichkeit suchen müssen, wir treffen uns morgen früh zum Einchecken.» Und tschüss. Nur: Wo finde ich um 20:30 Uhr auf die Schnelle ein Hotelzimmer? Beim Verlassen des Flughafengebäudes sehe ich, wie einige andere Passagiere gerade in ein Grosstaxi einsteigen. Auf meine Frage, ob ich mitfahren dürfe und ob sie schon ein Hotel gefunden hätten, erklärt mir ein älterer



Herr, dass sie nicht ins Hotel fahren, sondern zum Bahnhof, um mit dem Zug nach Hause zu fahren. Hoppla, nun ist ein Schnellentscheid gefragt. OK, ich schliesse mich an. Zu viert geht's nun also im Taxi zum Bahnhof, aber zu welchem? Der Fahrer erkundigt sich auf der Zentrale, wohin er die Schweizer bringen soll. Nach Charlottenburg. Der Zug fährt um 21:05 Uhr. «Das passt», verspricht er uns. Im Übrigen würde er uns für 1000 Euro auch direkt nach Bern fahren, was wir aber auch beim Spezialpreis von 800 Euro dankend ablehnen. Um 20:55 Uhr treffen wir in Charlottenburg ein.

Die Jalousie des letzten Bahnschalters wird zwar gerade geschlossen, aber die nette Dame der Deutschen Bahn lässt uns nicht hängen. Die Frau gibt alles und schafft es, alle Bedürfnisse wie Halbtax, Schlafwagen, Einzel- oder Doppelabteil etc. zu erfüllen, gibt allerdings zu beden-

ken, dass sie eigentlich gar nicht mehr für den Schlafwagen reservieren könne. Was bedeutet denn das nun schon wieder? Wie auch immer: Unterdessen ist es zwei Minuten vor Zugsabfahrt, wir schicken schon mal jemand auf den Bahnsteig, um den Zug zu blockieren. Nächste Hürde: Bezahlen. Die gute Frau hat trotz Hektik einen Gruppentarif errechnet, kann aber die Billette erst herausgeben, wenn restlos bezahlt ist. Was tun wir jetzt? Ich selber habe viel zu wenig Bargeld dabei und für Kreditkartenbezahlung reicht die Zeit nun wirklich nicht mehr. Ohne dass wir uns überhaupt kennen, gibt ein «Gruppenmitglied» der Beamtin in typisch unschweizerischer Art das nötige Geld. Wir erhalten daraufhin unsere Fahrkarten. Im Spurt geht's zum Bahnsteig, unser Kollege steht auf dem Trittbrett, damit der Zug nicht die Türen schliessen und abfahren kann. Bevor wir einsteigen, kontrolliert jemand, ob dies überhaupt der richtige Zug ist. Nein, ist es nicht! Kollega Unbekannt hat einen Zug blockiert, der erst in zehn Minuten

fahren wird. Wunderbar. Unser Zug ist natürlich abgefahren. Mist, was machen wir nun? Ein Blick auf unser Ticket verrät, dass der Zug in Berlin noch beim Bahnhof-Zoo anhält. Der nächste Spurt zum Taxistandplatz ist somit angesagt. Unser Fahrer hält sein Versprechen – wir sind noch knapp rechtzeitig am Bahnhof Zoo. Ufff!

Die nächste Herausforderung naht umgehend, in der Gestalt eines Schlafwagenschaffners. Der stellt nämlich argwöhnisch fest, dass, wie vorausgesagt, gar nichts reserviert ist, setzt aber alle (halb)legalen Möglichkeiten ein, um uns für die Nacht unterzubringen (übrigens, eine sehr feine Sache, diese CityNightLine, nicht zu vergleichen mit den alten Schlafwagen). Nachdem wir alle einquartiert sind, treffen wir uns zum Nachtessen im Speisewagen. Nun wird's spannend, denn bisher gab es keine Gelegenheit, um sich gegenseitig vorzustellen. Also, da wäre ein Herr Professor für Pädagogik an der Universität Freiburg (CH), ein Doktor für Sportmedizin aus Deutschland mit Praxis in Bern, seine Gattin aus Holland und meine Wenigkeit, Leiter einer Elektronikfirma aus dem Gürbetal. Für interessanten Gesprächsstoff ist also gesorgt. Bevor wir schlafen gehen, erzählt unser Professor, warum er spontan vom Flugzeug auf die Bahn gewechselt hat. Vor einigen Jahren war er nämlich auch an einer Tagung in Berlin, wurde aber krank und musste vorzeitig nach Hause. Er konnte somit nicht mit dem Flugzeug heimreisen und nahm die Bahn. Sein geplanter Flug kam nie in Zürich an, das Flugzeug stürzte kurz vor der Landung ab. Ehrlich gesagt: Da sind die Unregelmässigkeiten während der Nacht mit unserem Zug wirklich nur Bagatellen: Ein Stopp wegen Fahrleitungsdefekt und ein Stopp wegen der Übergabe eines blinden Passagiers an die Bahnpolizei.

Kurz vor Basel gibt es ein Frühstück und vor dem Aussteigen die interessante Geschichte unseres netten Schlafwagenschaffners aus Zürich. Er ist Schauspieler am Schauspielhaus in Zürich, seine Familie lebt aber in Berlin. Damit er die Seinen öfters besuchen kann, fährt er als Zugbegleiter mit der Bahn nach Berlin und zurück. Genial, statt Fahrgeld zu bezahlen, verdient er etwas, und dazu kann er auch gleich noch die Charaktere von verschiedenen Zeitgenossen studieren.

Für die Statistiker: Schliesslich treffen wir in Bern ein, und da wir das Taxifahren nun gewöhnt sind, fahren wir auch per Taxi zum Flugplatz Belpmoos. Ankunft um 09:30 Uhr, Ankunft des verschobenen Flugs um 12:30 Uhr. Viel Zeit haben wir nicht gewonnen, aber unser Reiseabenteuer war den Bahn(tum)weg allemal wert.

Die Geschichte des gestohlenen Opel Astra

Von Rolf Hugli, Ostermundigen

“ Wir waren für fünf Tage in Champéry (VS) in den Ferien, wo wir uns wieder einmal in ungewohnter, aber sicher gesunden Weise bewegten: Wandern und Kraxeln in der Bergwelt. Jeden Abend hatten wir müde Knochen und waren froh, nach dem Nachtessen und einem kurzen Verdauungsspaziergang ins Bett zu kriechen. Mitte Juni waren die Ferien schon wieder zu Ende, und wir fahren über den Col de Pillon zurück nach Hause. ”

Im Einkaufszentrum Oberland der Migros bei Thun machten wir Halt, um noch Verschiedenes zu kaufen. Da es sehr warm war, fuhren wir in die Einstellhalle an den Schatten. Von wegen kühler als an der Sonne! Die heissen Motoren der Autos heizten die Einstellhalle auf eine geradezu mörderische Temperatur auf. Henusode, raus aus dem Wagen, den ich gegenüber dem Eingang zur Ladenzone parkiert hatte, und rein in den (hoffentlich) kühlen Laden. Nach dem Einkauf entschlossen wir uns, mit dem Einkaufswägelchen zum Auto zu gehen, obwohl nur halbvoll. Also ab zu den Lifts, die zu den Parkgeschossen führen, und ab ins nächste Untergeschoss.

Nun der grosse «Chlupf»! Wo, zum Donnerwetter, ist unser Auto, das wir doch gegenüber dem Eingang und der Lifte parkiert hatten? Ich bitte Lory, beim Einkaufswagen zu warten, und mache mich auf die Suche nach unserem Astra. Weit und breit ist vom Wagen nichts zu sehen.

Ich drehe nochmals eine Runde durch die Einstellhalle: Es könnte ja sein, dass ich in der Hitze nicht mehr klar sehe, aber auch die Zusatzrunde bringt keinen Erfolg. Schweissgebadet, im wahrsten Sinne des Wortes, komme ich zu Lory zurück. Wer es noch nicht gemerkt hat: Lory ist meine ehemalige Verlobte. Und diese schaut genauso verstört in die Einstellhalle hinaus wie ich. Ich entschliesse mich, noch in der Einstellhalle ein Stockwerk tiefer nachzusehen. Es könnte ja sein, dass wir uns im Stockwerk geirrt haben. Also über die Treppe, nicht mit dem Lift runter. Hier ist es direkt angenehm kühl, denn es sind nur etwa zehn Fahrzeuge abgestellt und dementsprechend weniger heisse Motoren, die die Luft aufheizen. Schnell habe ich die Runde durch diese Einstellhalle gemacht, ohne dass ich unseren Astra gefunden hätte.

Ich wieder hinauf zu Lory, wo wir uns beide mehr oder weniger blödschauen und besprechen, was zu tun ist: Lory fragt mich zum wiederholten Mal: «Hast du den Wagen wirklich abgeschlossen?» – «Ja, zum Donner noch mal, ich bin doch nicht gaga! Ich weiss sehr wohl, was ich tue und was nicht!» Es ist nämlich meine Gewohnheit, immer nach dem Aussteigen sofort den Wagen abzuschliessen. Lory meint jetzt, ich selber solle nun beim Einkaufswagen warten, sie gehe jetzt den Wagen suchen, es sei ja möglich, dass ich nicht richtig geschaut hätte. «Also bitte, geh du nur nachschauen! Tönt ja gerade so, als sei ich sehbehindert!» Ich sehe Lory wenige Augenblicke später zwischen den Wagen durchmarschieren, nach links und rechts



schauend, immer auf der Suche nach unserem Opel Astra. Sie kommt beinahe aufgelöst von ihrem Ausflug zurück, nicht nur der fürchterlichen Hitze wegen: «Der Wagen ist wirklich weg, einfach weg! Aber wie denn, wenn du, wie du behauptest, ihn doch abgeschlossen hast? Ist in den neueren Fahrzeugen nicht eine Wegfahrsperrung oder so irgendwas eingebaut?» – «Ja schon, aber wenn man weiss wie, kann man auch diese ausschalten», gebe ich zur Antwort. Ist es denn wirklich möglich, dass ausge-rechnet unser kleiner Astra geklaut wird? Begehrt sind doch eher teure Modelle.

Wir schauen wieder zur Wand, wo wir unser Auto parkiert hatten. Lory meint, «ich bin wie du absolut sicher, dass du den Wagen dort an der Wand abgestellt hast, genau hier gegenüber dem Eingang und der Lifte!» Ich entschliesse mich, ein Stockwerk höher zu gehen, um nachzusehen, ob eventuell über uns noch eine Einstellhalle ist. Rein in den Lift

und einen Stock höher. Raus aus dem Lift – ich stehe in der Ladenzone. Donnerwetter, ich habe den Wagen doch nicht zwischen den Lebensmittelgestellen parkiert! Ein Rundum-Blick zeigt mir: Weit und breit keine Einstellhalle. Wieder in den Lift und runter zu Lory, die nach meinem Bericht nochmals eine Runde durch die Halle machen will. Man kann ja nie wissen! Ich warte bei unseren eingekauften Waren, darunter ist auch eine Tafel Schokolade, und der gefällt es in dieser Bruthitze ganz besonders gut, dabei hatte ich mich so darauf gefreut, nachdem ich Schoggi-Fan beinahe eine Woche darauf verzichten musste ... Auf meine diesbezügliche Bemerkung meint Lory: «Du hättest dir ja in Champéry in einem Laden eine Tafel Schokolade kaufen können.» Ich? Nein, sicher nicht. Denn erstens ist mir die Schoggi in den Läden und Kiosken zu teuer, und zwei-

tens finde ich die Schoggi der Migros einfach die Beste.

Lory kommt wieder retour, kopfschüttelnd. Langsam laufen auch wir beide in dieser Hitze aus. In diesem Moment kommt ein Angestellter der Migros daher, der eine Reihe Einkaufswagen in den Lift verladen will. Lory geht zu ihm und erklärt ihm unser Problem mit dem gestohlenen Astra. Der Angestellte meint, wir sollten doch noch sicherheits halber (...) in der Einstellhalle im oberen Stockwerk nachschauen. Es sei ja möglich, dass wir uns im Stockwerk irren würden. Eine Einstellhalle im oberen Stockwerk? Entweder ist ER nicht ganz bei Trost oder ich. Ich war doch schon oben und habe ausser Ladengeschäften nichts von einer Einstellhalle gesehen. Wieder in den Lift und obsi fahren. Die Lifttüren öffnen sich und wir steigen aus. Bitte sehr: Rundum nur Einkaufsläden und die Kassen der Migros. Zum Donnerwetter noch mal, wo soll denn hier eine Einstellhalle sein? Und, wie gesagt: Zwischen den Läden und den Kassen ist unser Astra auch nicht zu sehen.

Jetzt verliere ich langsam, aber sicher die Geduld. Wir beratschlagen, was wir weiter unternehmen könnten. Da deutet Lory auf eine Türe zwischen den Geschäften und sagt: «Lueg einisch, dert ...» Ich schaue in die angegebene Richtung, und was ist dort zu sehen, waseli was? Ein blaues P1. Ich begreife gar nichts mehr. Wie auch immer: Wir gehen durch diese versteckte Türe und stehen in einer uns bisher unbekanntem Einstellhalle. Und was wartet dort geduldig gegenüber dem Ein-/Ausgang zur Geschäftsfläche? Karton im Säli! Unser gestohlener und wiedergefundener Opel Astra. Der Stein,

der uns von den beiden Herzen gefallen ist, hat beinahe den Boden der Einstellhalle durchschlagen. Wieso sind wir eigentlich nach dem Einkaufen mit dem Lift eine Etage nach unten gefahren? Bei der Ankunft sind wir doch auch ohne das Benützen des Liftes in den Migros-Markt gekommen? War es doch die Hitze? Eines muss ich nun doch noch zu unserer Entlastung anmerken: So saublöd versteckt wie hier im Zentrum Oberland habe ich noch selten einen Ein-/Ausgang in eine Einstellhalle gesehen. Bei den Lifts, die mit P2 und P3 angeschrieben sind, wäre ein Pfeil, der in Richtung P1 zeigt, deshalb hochwillkommen. Das hätte uns nämlich einiges erspart. Oder sind das eventuell eben doch die bekannten grauen Zellen, die in unserem Pensionsalter langsam ihren Dienst versagen?

Aus dem Alltag einer Detailhandelsangestellten

von Theres Stefan, Leiterin der Migros in Mett

“ Die Markt-, Trend- und sonstigen Forscher beschreiben uns die Kunden so, dass wir manchmal nicht wissen, worüber da geschrieben wird, derart weltfremd kommen die zum Teil hochwissenschaftlichen Analysen daher. Dabei ist es derart einfach, die verschiedenen Kundentypen zu beschreiben. Beginnen wir doch mit dem Hilflösen, der dann und wann auch ins Kapitel «Bequemlichkeit» passt ... ”

Das wären nämlich jene Kunden, die mit vorgestrecktem Einkaufszettel und nassen Hundeaugen auf die erste Verkäuferin zusteuern (die ihnen nicht schnell genug entkommen kann), ohne auch nur versucht zu haben, die gewünschte Mayonnaise zu finden, die übrigens seit mindestens hundert Jahren am gleichen Ort steht und die wir letzte Woche nicht anders platziert haben. Dann läuft das Ganze immer nach «Schema F» ab: Der Kunde nennt den ersten Artikel, die Verkäuferin zeigt ihm den entsprechenden Artikel im Gestell, verabschiedet sich und wünscht ihm einen schönen Tag. Der Kunde seufzt gut hörbar, fast verzweifelt. Die Verkäuferin verdreht die Augen und wendet sich wieder dem Kunden zu. Der Kunde nennt den zweiten Artikel. Und so weiter und so fort.

Üblicherweise haben genau diese Kunden zusätzlich noch den ganzen Brückenbauer bei sich; zerlegt in kleine Schnipsel und Zettelchen, in denen dann – wenn sich die Frage nach Aktion ja oder nein ergibt – meist erfolglos nach der

entsprechenden Seite gesucht wird. Mein persönliches Highlight: Wenn die Brückenbauer-Schnipsel mit den Coop-Zeitungs-Schnipseln bunt gemischt in einer Handtasche herumschwimmen. Ist fast wie ein Puzzle, und das noch während der Arbeitszeit!

Die Ahnungslosen

Fragt mich heute Morgen eine ungefährt Achtzehnjährige: «Entschuldigung, könnten Sie mir bitte sagen, wo hier das Smirnoff ist?» Beispiel beliebig anwendbar: Zigaretten zum Beispiel, oder Betty-Bossi-Produkte, Coca-Cola (schön wär's!), Bier, Wein, Spirituosen, LC1-Jogurts, Nesquick oder Ovomaltine. Mir läuft es dabei immer eiskalt den Rücken hinunter, wenn ich mir vorstelle, wie Herr Duttweiler im Grab mit den Zähnen knirscht ...

Die Tätschler

Jedes Grossmütterchen und jedes Grossväterchen, das mit seinem Stangenferri um die Gestelle flitzt, scheint ein fast enkelhaftes Interesse ins Ladenpersonal zu haben. Fast so, als ob sie die grünen Hemden und Schürzen magisch anziehen würden; da wird geherzt und getätschelt, umarmt und gedrückt, in die Backen gekniffen (und ein ungerades Mal auch in den einen oder anderen Hintern), Koseworte werden zugeflüstert und Hände gestreichelt, dass es eine wahre Freude ist. Ist ja alles gut und recht und meist auch ziemlich schnell vorüber, aber he, ich bin doch – verflixt noch mal! – kein privater Streichelzoo! Die Viecher

bekommen wenigstens Kost und Logis für diese Prozedur.

Die Tratscher

Es ist Samstag, zehn Uhr. Der Laden ist bis zum Bersten gefüllt, alle Kassen geöffnet, die Gänge hoffnungslos überfüllt. Wir versuchen nicht einmal mehr, irgendetwas aufzufüllen, machen nur noch auf Schadensbegrenzung. Wisst ihr, was dabei am meisten nervt? Ganz genau, es sind die Tratscher. Jene Menschen, die sich zum oben erwähnten Zeitpunkt die schmalste Passage im Laden aussuchen, ihre Einkaufs- und Kinderwagen quer in die Lücke stellen und anfangen, mit dem Nachbar ein einstündiges Schwätzchen zu halten. Was mich dabei wundert, ist, dass es sie anscheinend überhaupt nicht irritiert, wenn sie durchschnittlich alle 30 Sekunden zu hören kriegen: «Entschuldigen Sie, könnte ich schnell durch?» Sie werden auch nicht wütend oder ungehalten, sondern verschieben ihre Wagen einfach ein paar Zentimeter zur Seite, lassen die jeweilige Person passieren, rücken

wieder zurück (!) und reden weiter. Das ginge ja noch. Das Schlimmste an den Tratschern sind ihre antiautoritär erzogenen Sprösslinge, die sich klammheimlich aus den Kinderwagen abseilen, wenn Mutttern am Reden ist, und dann im Laden allerlei Unheil anrichten. Da würde ich manchmal gerne so eine Rotznase packen und zehn Minuten lang, so paradox das jetzt tönen mag, im Tiefkühler schmoren lassen. Das geht aber leider unter Freiheitsberaubung und ist strafbar, darum lasse ich's lieber bleiben.

Die Stammkunden

Morgens, halb acht Uhr. Ich stehe bei schon fast fünfundzwanzig Grad im Schatten und noch halb verschlafen vor einem Berg Melonen und versuche, diese möglichst logisch und schön präsentiert auf zwei Gitterwagen zu laden. Nebenan tischt eine Mitarbeiterin Blumen und Pflänzchen auf ein Palett, jemand trägt den PET-Sack an uns vorbei

auf die Rampe, der Magaziner ordnet den Aussenverkauf.

Idyllische Szene, nicht? In einem Horrorfilm käme jetzt der Mörder oder das Alien aus dem nächsten Busch gesprungen und würde in einem Blutbad die ganze Idylle zerstören ... Bei uns aber schleicht sich der Horror in Form von Stammkunden in unsere nichts ahnende Mitte: Plötzlich kreischt es aus unmittelbarer Nähe: «Bonjour!!!! Ça va bien, hein? Ah, mon dos, mes jambes ... je peux plus!» Man reiche mir bitte ein Valium. Wenn



schon jemand so früh am Morgen völlig unangemeldet auf meiner Aura herumtritt, will ich mich wenigstens zur Wehr setzen können. Da kommt schon der Nächste um die Ecke. Der hat die lästige Angewohnheit, jeden Morgen um viertel vor acht aufzutauchen und mich zu fragen, ob der Laden schon geöffnet sei, auch wenn er haargenau weiss, dass wir erst um acht Uhr aufmachen. Dann stellt er sich vergnügt mitten in die leeren Kisten und fragt bei jeder Frucht, die ich neu auf den Wagen lade, nach dem Preis, obwohl er ebenso genau weiss, dass die Preise immer zuunterst in der letzten Kiste zum Vorschein kommen werden und ich keinen einzigen auswendig weiss. Mon Dieu! Dann gibt es noch jene Stammkunden, die sofort zum Kundenreklamationszettel greifen, wenn einer von uns einmal ihren Namen vergisst. Was für ein Affront! Nun gut, im Grunde genommen haben sie sogar Recht, denn von 1500 Kunden im Tag sollte man sich wenigstens die Nervigsten schon mit Namen merken können ...

Der perfekte Kunde

Nur damit wir es hier einmal festgehalten hätten: Der perfekte Kunde parkiert vorschriftsgemäss auf unseren Kundenparkplätzen, betritt den Laden in angemessenem Tempo, weicht arbeitenden VerkäuferInnen geschickt aus, nimmt drei Einkaufskörbe anstelle eines Wägelis, das dann doch immer nur im Weg herumsteht, kauft ohne Einkaufszettel, aber gezielt und dem Ladenverlauf entsprechend möglichst viele, möglichst teure, margenträchtige Artikel. Auf seinem Weg liest er herumliegende Zettel vom Boden auf, will niemals ein Produkt kaufen, das gerade nicht verfügbar ist, hat noch nie in seinem Leben einen Brückenbauer gesehen, tischt seine Einkäufe fein säuberlich der Grösse nach aufs

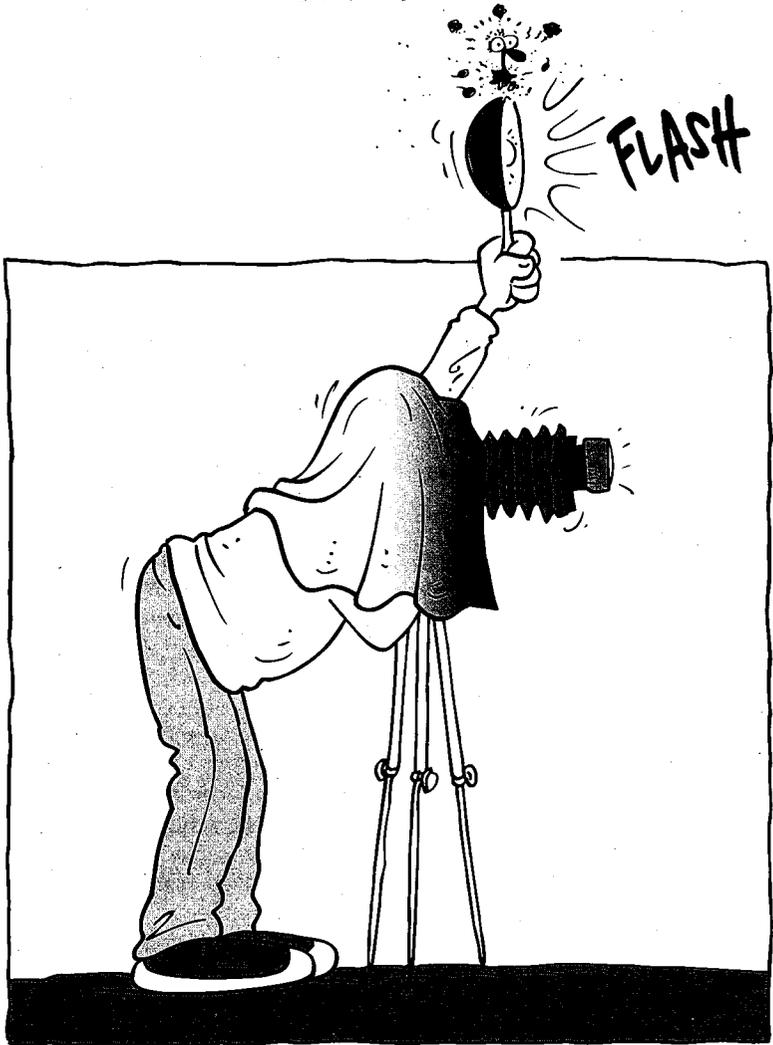
Band, zahlt mit Karte, gibt Trinkgeld in bar (zweistellig) und schenkt der Kassiererin ein nettes Lächeln, während er seine Einkäufe einpackt. Es ist auch schon vorgekommen, dass für gut gebaute, braun gebrannte Körper und stahlblaue Augen Pluspunkte verliehen wurden ... Wir sind ja auch nur Menschen, besser gesagt, weibliche Wesen.

Die Rache der Verkäuferin

Und ich wäre dann jene Kundin, die sich beim Coiffeur nie voranmeldet und dann fast einen Heulkampf kriegt, wenn niemand auf der Stelle ihre Haare schneiden kann. Oder die Kundin, die völlig entrückt eine geschlagene Stunde vor einem DVD-Regal steht und sich nicht entscheiden kann. Oder jene, die sich völlig ignorant und ohne jegliche Vorinformation als technisches Ungenie auf Computerkauf begibt und der dann jedes Detail haargenau erklärt werden muss. Dann bin ich ausserdem berühmt dafür, dass ich einem Verkäufer im Elektronikgeschäft meine halbe Lebensgeschichte erzähle, um nach einer halben Stunde endlich zu dem Teil meiner Existenz zu gelangen, der mich dazu bewegt hat, dieses Geschäft überhaupt aufzusuchen. Ich bezahle ausserdem meine Rechnungen nie pünktlich, bin völlig unfähig, innerhalb einer Wochenfrist auf der Post ein Paket abzuholen, und mache vor allem den verschiedenen Dienstleistungsbetrieben immer und immer wieder das Leben ein bisschen schwerer, als es sowieso schon ist.

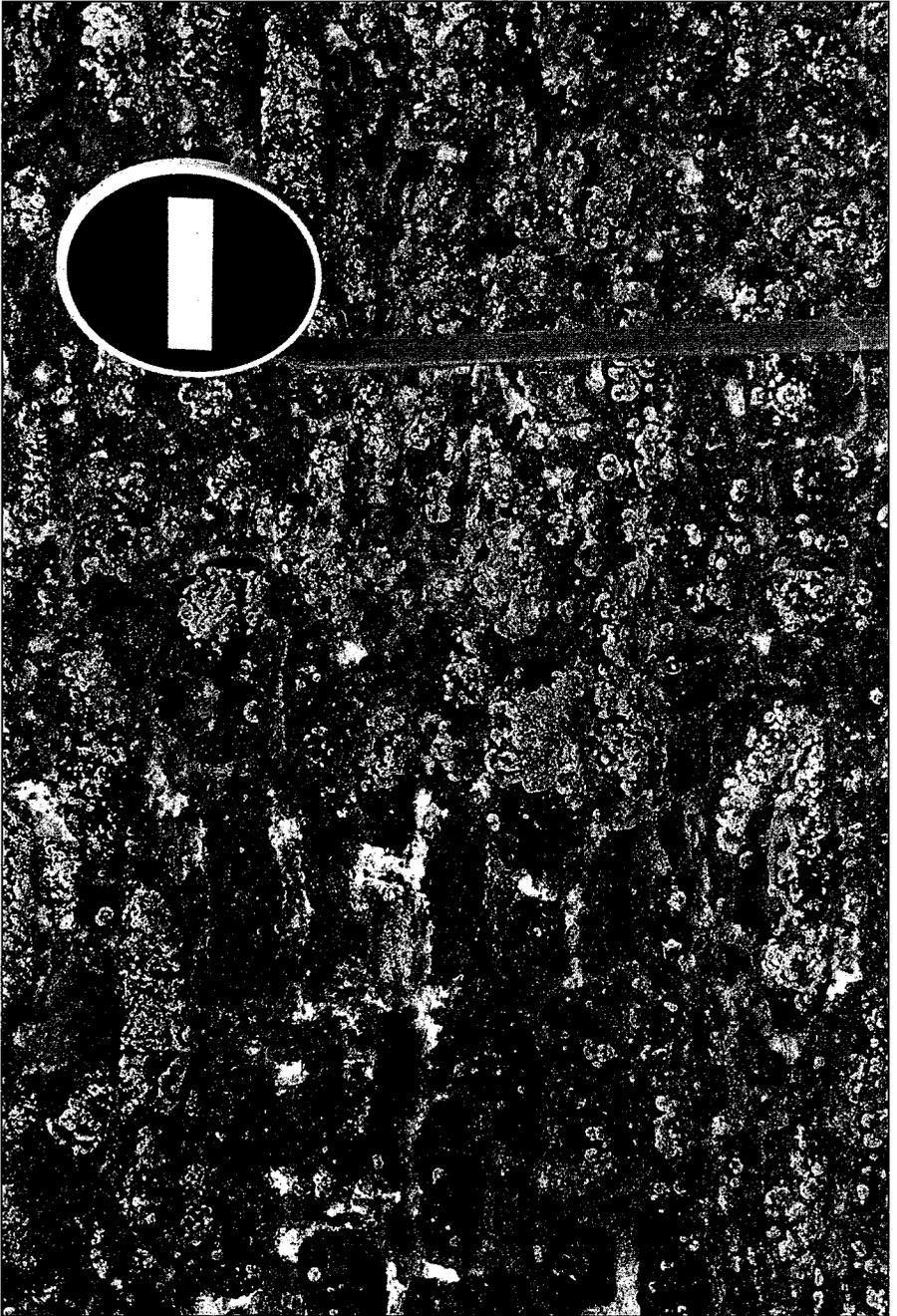
Auch wenn es hier kritisch zur Sache geht: Keinen meiner Kunden möchte ich in meinem Alltag vermissen, sie sind die Steine in einem einzigartigen Mosaik. Willkommen in der Migros Mett!

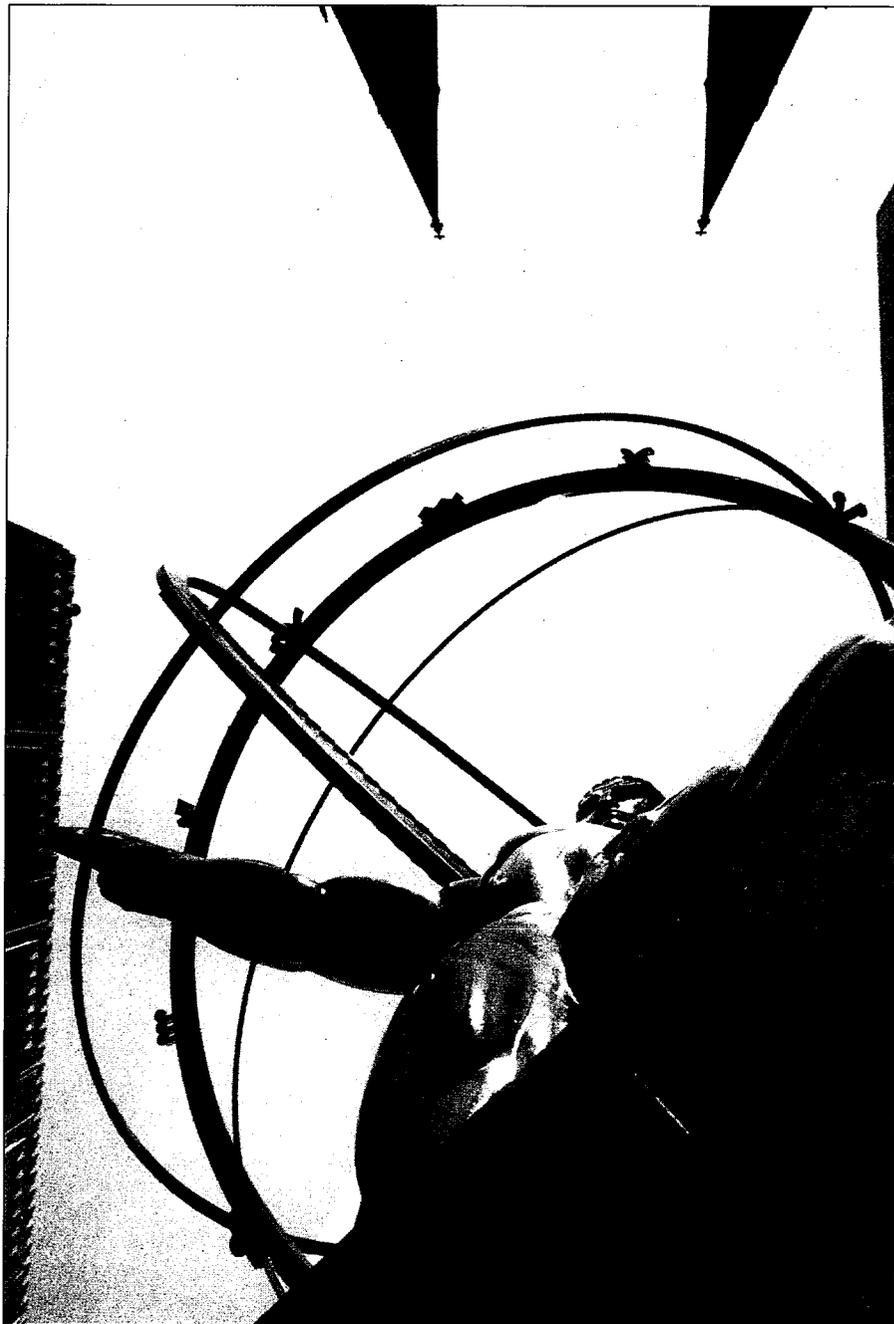
EBEN JA, DAS WÄREN JETZT DIE
13 FOTOS,
WIE AUF DER ZWEITEN UMSCHLAGSEITE
ERWÄHNT...





Berner Altstadt

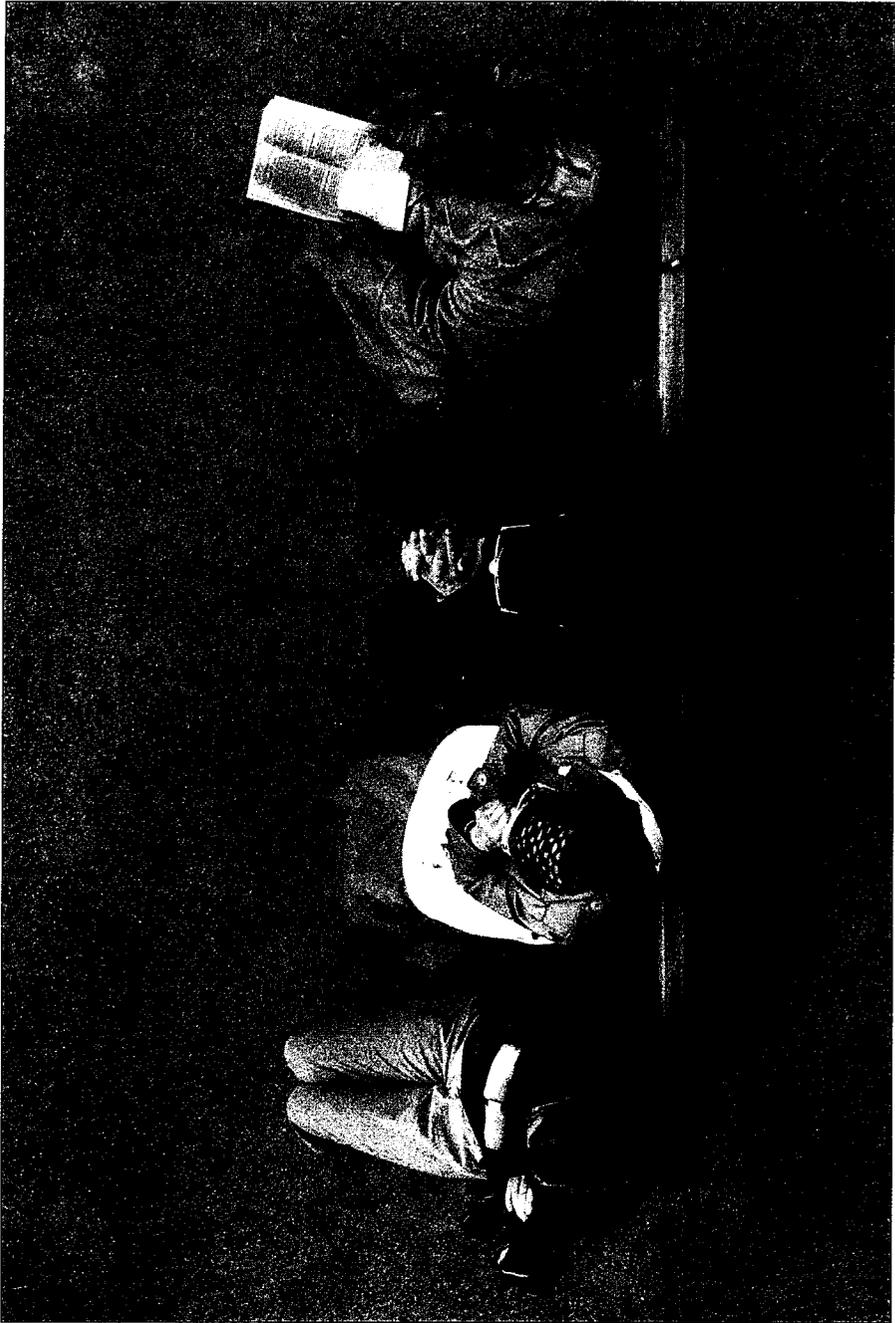




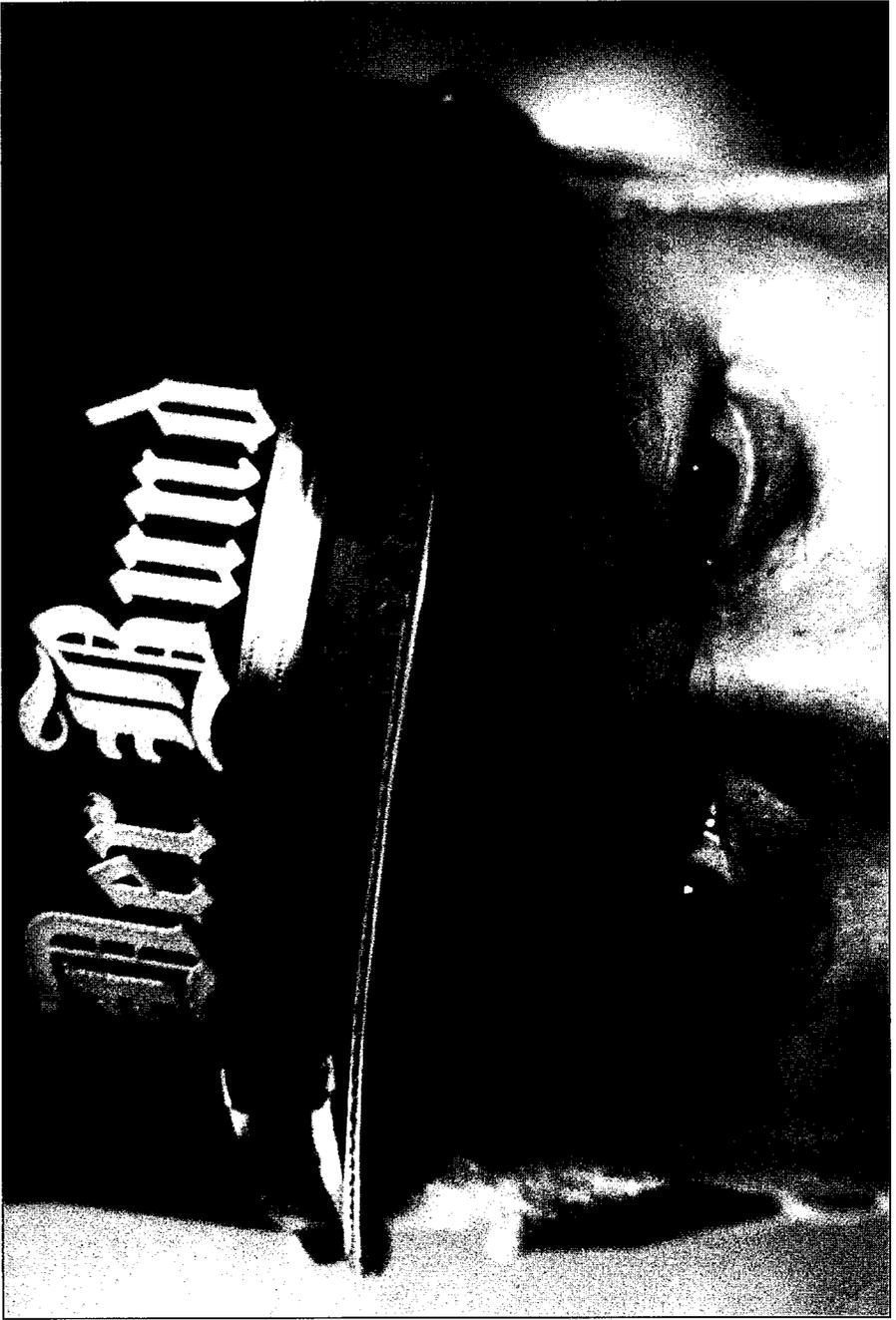
New York

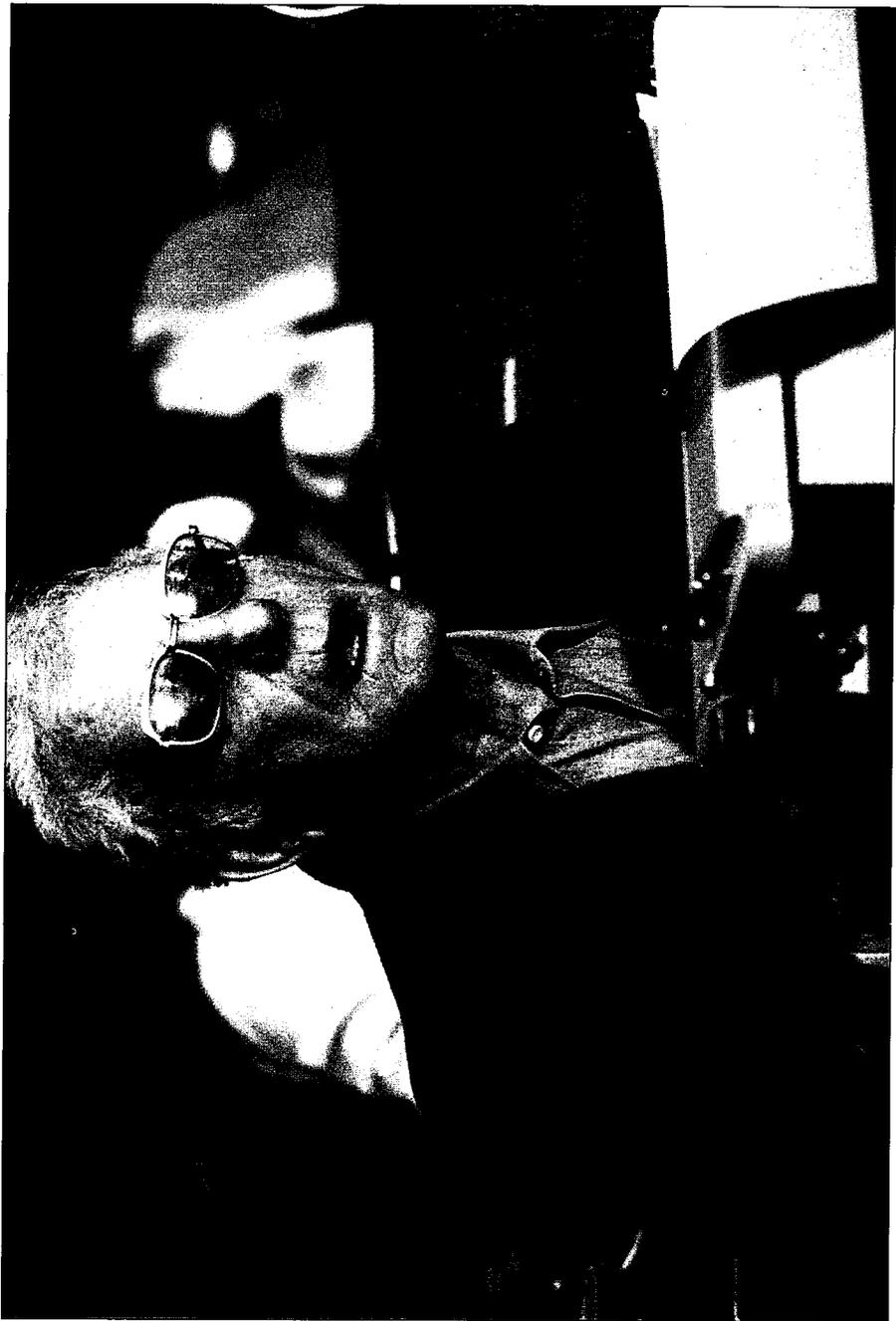


In Erwartung des Fests

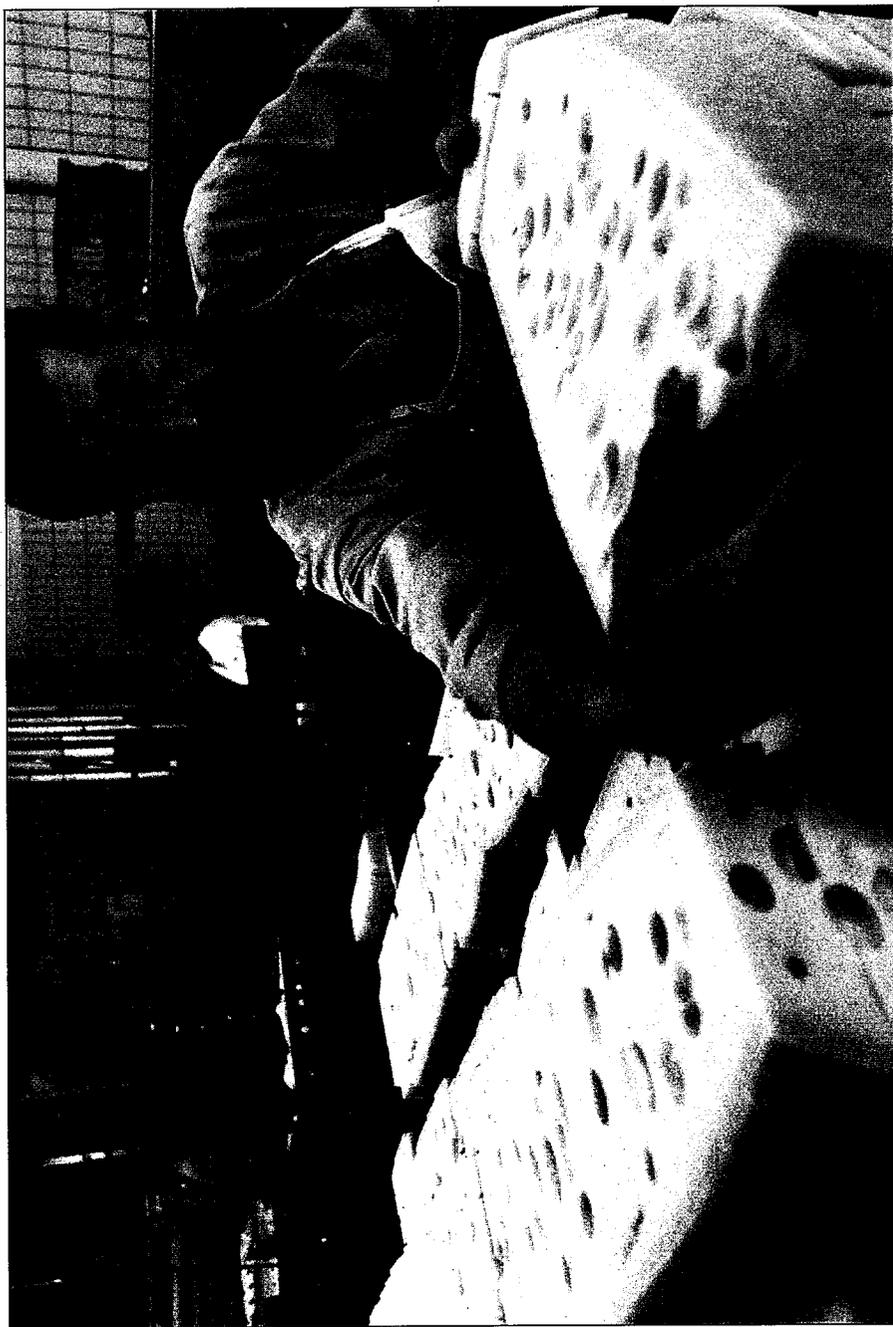


Gemeinsam einsam



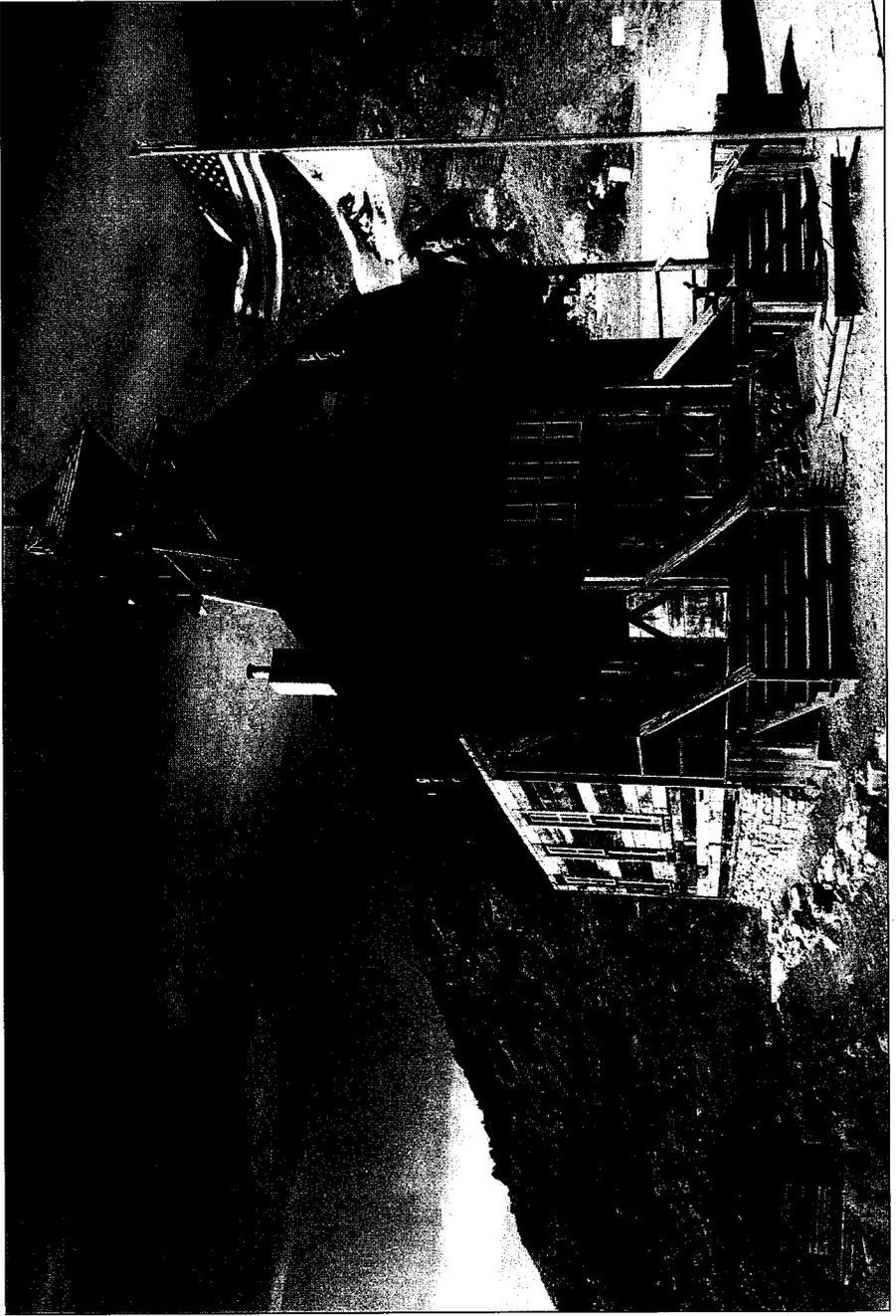


Journalist alter Schule





Gianna Nanini



Geisterstadt Calico (Cal.)



Fassade der Schoggifabrik in Bern



Krieg und Frieden, Bern 1981



Zibelemärz

Inhaltsverzeichnis

Wie «Facil apertura» völkerverbindend wirken kann.	2
Amis, go home!	4
«Sagen Sie mal, haben wir heute Vollmond?»	6
Wenn Vater und Sohn den Mund aufmachen	8
Äsvoupeh gäge Zehvoupeh gägeÄspe gäge Äfdehpeh	10
Fehlen bloss noch «Basler Dybli» und «Doppel-Genf»	12
Deutsch muss flöröser werden. Und somit koloquent.	14
Weshalb Daniela nach wie vor nicht bellen kann.	16
Kommt ein Ross vom Himmel geflogen	18
Wenn einem die Behörden den Hahnen zudrehen	20
Wenn Zeiger vorwärts und rückwärts laufen	22
Das Vermächtnis des Pharao Tut-Ench-Sigel	24
Sie möchten wissen, wie man zu guten Ideen kommt?	26
Und gib uns heute unser tägliches Coca-Cola	28
Wenn nicht einmal der argwöhnische Padi bellt	30
Scheiden tut weh. Autsch!	32
Betroffene und getroffene Hunde bellen	34
«Händ Sie öppis us dr Mini-Bar gno?*)».....	37
Warten auf Zimmermann	40
Suchen Sie einen alten neuen Fiat Cinquecento?	42
«Da nudelten die beiden drauflos, bis sie teig waren ...»	44
Vercorin, im Sommer 2003	46
Airport 03	49
Offen, geschlossen, offen	52
Wenn ein Velo spurlos verschwindet	54
«Vercorin, we have a problem».....	56
Bornhauser sucht Bornhauser	58
Wenn einer blutüberströmt im Shoppy rumrennt	60
Wider die Vergesslichkeit	63
Vom Zeitverständnis in einem grossen Spital (Roger Reinhard)	67
10 Tage Millionär (Lasse Salonen)	70
Chinesisches Feuerwerk in Uzès (Manuel Bolla)	72
Liebe in Zeiten des «Send»-Buttons (Linus Reichlin)	74
... verdirbt den Charakter! (Hans Häusler)	76
Belp – Berlin – Belp mit Umwegen (Mario Bolla)	77
Die Geschichte des gestohlenen Opel Astra (Rolf Hugi)	80
Aus dem Alltag einer Detailhandelsangestellten (Theres Stefan).	83
13 Botografien	ab 87

In dieser Serie bereits erschienen:

- «Churz vor em Ablösche», 1992
- «Churz nach em Ablösche», 1993
- «Sygseso», 1994
- «Mynetwäge», 1995
- «Henusode», 1996
- «So ischs Läbe, äbe» 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)
- «Süsch no Frage?», 1998
- «Päch für d'Schwyz», 1999 (zusammen mit Gastautoren)
- «Soisches», 2000 (zusammen mit Gastautoren)
- «10», 2001 (zusammen mit Gastautoren)
- «TohuwaBOhu», 2002 (zusammen mit Gastautoren)
- «C'est la vie!», 2003 (zusammen mit Gastautoren)

Mit Ausnahme von «C'est la vie!» sind alle übrigen Ausgaben vergriffen. Letzte traditionelle Anmerkung des Autors, geng wie geng: Vermeintliche Schreib-, Tipp- und Borthografiefehler sind beabsichtigt, so zum Beispiel der Ausdruck «hygisch» auf Seite 32.

